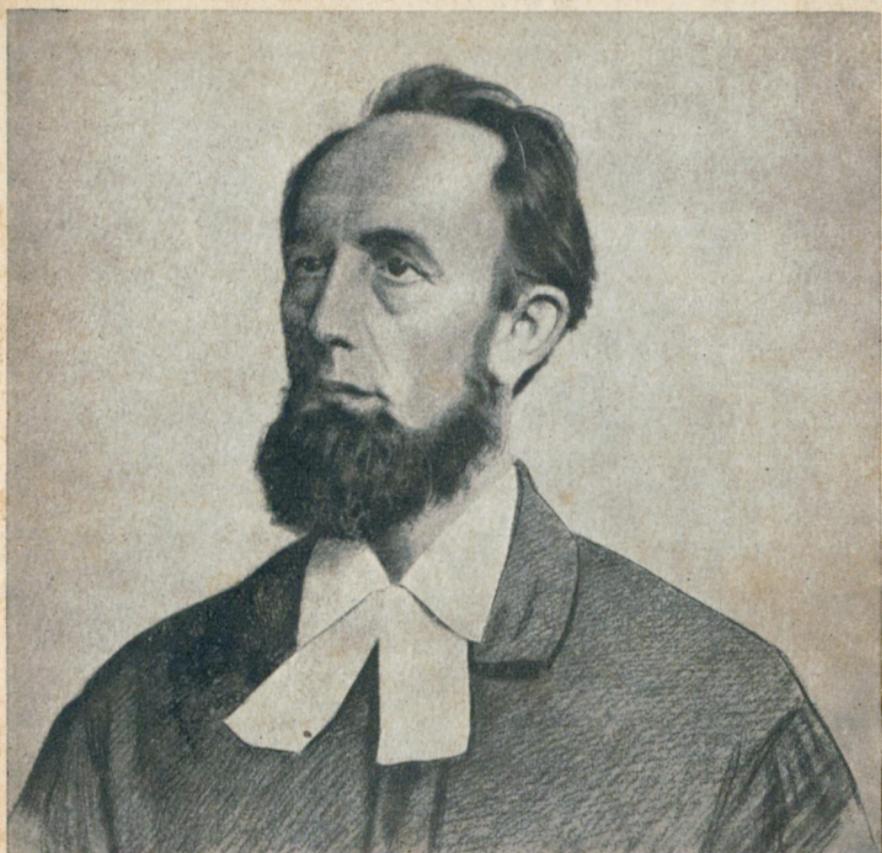


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



D. Otto Funcke

Ein echter Mensch,
ein ganzer Christ

Von Arno Pagel



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Otto Funcke

Vor einigen Jahrzehnten ist er schon heimgegangen, der Schriftsteller Otto Funcke. Aber immer noch ist die Nachfrage nach seinen Büchern groß, greifen christliche Blätter und Kalender, wenn sie wertvolles und spannendes Beispielmateriale suchen, zu seinen Geschichten. Nein, das gibt es nicht gerade häufig in der christlichen Schriftstellerei, daß einer echte Tiefe, nie ermüdende und langweilende Anschaulichkeit und sonnigen Humor so verbindet wie Otto Funcke. Der Mann ist ein ganzer Christ gewesen und dabei immer ein echter Mensch geblieben. Solcher Christen, die Himmelsinn und Erdentreue in wundervoller Natürlichkeit zu vereinigen wissen, sollten wir mehr haben! Männer wie Otto Funcke können gerade dem jungen Volk die Christusnachfolgelieb und anziehend machen.

D. Otto Funcke
Ein echter Mensch, ein ganzer Christ

EC - Koffen

Langenholzhausen

13.8.57

Rauspauer

Sechzehnter und siebzehnter Band der Sammlung
Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Es erschienen bis jetzt:

- | | | |
|------|-------|----------------------------------|
| Band | 1 | Bodelschwingh |
| " | 2 | Pastor Dr. Wilhelm Busch |
| " | 3 | Johann Christoph Blumhardt |
| " | 4 | Carl Hilty |
| " | 5 | Samuel Keller |
| " | 6 | Baronin Wurmb von Zint |
| " | 7/8 | Matthias Claudius |
| " | 9/10 | Mathilda Brede |
| " | 11 | Heinrich Jung-Stilling |
| " | 12/13 | Paul Gerhardt |
| " | 14 | Johann Sebastian Bach |
| " | 15 | Schwester Eva von Thiele-Windler |
| " | 16/17 | D. Otto Funcke |
| " | 18/19 | Tonyohiko Kagawa |
| " | 20 | Curt von Knobelsdorff |
| " | 21 | Henriette Freiin von Seckendorff |
| " | 22/23 | Jakob Gerhard Engels |

Die Reihe wird fortgesetzt.

D. Otto Funcke

Ein echter Mensch,
ein ganzer Christ

Von

Arno Pagel
Jugendpfarrer

1. — 8. Tausend



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN

Inhaltsverzeichnis

Im Kinderland	5
Das Bild der Mutter	10
Dienen, die Geringsen ehren, mannhaft sein	16
Erste Berührung mit den Pietisten	20
Wem Gott will rechte Günst erweisen	30
Als Schüler und Gymnasiast	35
Die Anfänge in der Theologie	42
Vorlaufende und errettende Gnade	46
Kandidat Nömmes	50
Der Bauernpastor	53
Durch dunkle Wasser	61
36 Jahre in Bremen	69
Otto Funcke als Christ und als Mensch	83
Der Schriftsteller	88
Noch einige Proben aus Funckes Schriftstellerei	97

Copyright by Brunnen-Verlag Gießen 1951

1.—8. Tausend 1951

Printed in Germany

Druck von Münchowsche Universitäts-Druckerei

Wilhelm Schmitz in Gießen

Im Kinderland.

Längst ist Wülfrath — am Rande des rheinisch-westfälischen Industriegebietes im lieblichen Bergischen Land zwischen Düsseldorf und Wuppertal gelegen — ein blühendes Industriestädtchen geworden. Im Jahre 1836 aber, als dort Otto Funcke, der später als evangelischer Volkschriftsteller so bekannt geworden ist, geboren wurde, lag der Ort noch in ländlicher Stille und Abgeschlossenheit da. Es war ein herrliches Kinderparadies. Von den Höhen um Wülfrath konnte man bis in die Rheinebene hinuntersehen. Sicherlich ist der Bub Otto Funcke oft dort oben gestanden und hat in der Ferne das silberne Band des Rheinstromes aufblitzen sehen. Da ist ihm wohl früh das Fernweh ins Herz geschlichen und die Lust zum Reisen gekommen, die ihn später weit in der Welt umhergeführt hat.

Otto Funckes Vater ist ein Doktor gewesen, ein richtiger Landarzt der guten alten Zeit. Er hat sein Amt 45 Jahre verwaltet, aber vor ihm hatte sein Vater gar 55 Jahre die Praxis ausgeübt. Was lag näher, als daß auch unser Otto davon träumte, in des Vaters und des Großvaters Fußstapfen zu treten? Die Mutter allerdings hegte für ihren Zweitjüngsten ganz andere Hoffnungen: der sollte einmal ein Prediger des Evangeliums werden. Und tatsächlich, sie hat recht behalten!

Vater Funcke ist ein imponierender Mann gewesen. Wenn er auf seinem Pferd, das er zur Bewältigung der großen Praxis brauchte, dahergeritten kam, waren seine fünf Jungens immer unbändig stolz auf ihn. Er hatte eine starke, energische Natur. Es hat ein ganzes langes Leben gebraucht, bis er aus seinem allgemeinen

Gottes- und Schöpfungsglauben in das Vertrauen auf den Herrn Jesus Christus und in Seine Gnade hineinfand. Religiös war er eigentlich immer. Er konnte Leute, die über Heiliges höhnten, rücksichtslos anfahren. Das erfuhr einmal ein junger Edelmann, der in einem Luderleben Leib und Seele verdorben hatte, sich aber gerne seiner Bildung und Aufklärung rühmte und mit dummen Spottreden um sich warf. Doktor Funcke fauchte ihn an: „Sie sind noch nicht trocken hinter den Ohren und wollen das verlachen, was die Welt zusammenhält? Sie Hanswurst Sie, Sie tragen das göttliche Gericht schon in Ihren faulen Knochen. Noch ein Wort wie vorhin, und ich werfe Sie einfach zum Tempel hinaus!“

Das ist eine herrliche Sache gewesen, wie die Gnade diesen Mann der Kraft und des überschäumenden Temperaments am Ende herumgeholt und still und voll Glaubensgewißheit gemacht hat. Mit 70 Jahren gab der Sanitätsrat Funcke seine Praxis in Wülfrath auf und zog an den Rhein nach Boppard. Dort in der Ruhe des Lebensabends leuchtete ihm das Geheimnis der Person und des Werkes Jesu Christi immer mehr auf. Die längst vor ihm heimgegangene Mutter Funcke hatte in allen Wechselfällen an der Hoffnung festgehalten: Um den Abend wird es hell werden! Ja, das war in der That ein helles Durchbrechen der Sonne, als in den Briefen des alten Vaters an seine Söhne der Ruhm der Gnade des Heilandes immer mehr zur Geltung kam. Und das war eine volle, herrliche, lichte Stunde des Heils, als die um das Sterbelager des Vaters versammelten Söhne seine letzten abgebrochenen Sätze hörten:

„Meine Söhne verlassen mich nicht — Du, mein Heiland, aber verlässest mich erst recht nicht — Du hast mir die Thür offen ge-

macht, — es scheint ganz hell herunter — Kinder, Jesus steht in der Tür und sagt: Karl Funcke, du bist ein großer Sünder, aber ich lasse dich doch durch!“ *)

Frommem Überschwang und geistlicher Überspannung ist Vater Funcke immer abhold gewesen. Wo er so etwas antraf, konnte er sich gelegentlich zu einem „Seelsorger“ ganz eigener Prägung entwickeln. Einmal hatte er einen Pastor in der Kur, der auf der Kanzel sehr heftig und lieblos über einen Amtsbruder hergefallen war. Während der Arzt seinen Patienten gründlich beklopft und behorcht, erzählt der von seinem Kampf gegen den Kollegen. Er bekräftigt sein gutes Gewissen in dieser etwas fatalen Angelegenheit, indem er feststellt: „Der Heilige Geist hat mir eingegeben, so zu reden!“ Da fährt aber Doktor Funcke in die Höhe:

„Herr Pastor, nicht der Heilige Geist, sondern Ihre total kranke Leber hat Ihnen das eingegeben, und daß Sie eine kranke Leber haben, ist das einzige, was Sie zu Ihrer Entschuldigung sagen können.“

Diese Spezialkur von „Seelsorge“ hat der Pastor nicht verkraften können. Er ist spornstreichs ohne Abschiedsgruß davongelaufen!

Ja, so war der Vater Funcke. Und die Leser werden zugeben, daß solch ein Mann in einer Biographie Otto Funckes ein paar Zeilen verdient. In das Kinderland des kleinen Otto gehörte er jedenfalls sehr wesentlich hinein. Die Mutter allerdings können wir so kurz nicht abspesen. Die kriegt ihr eigenes Kapitel. Nicht ganz vergessen aber dürfen wir Mutter Funckes Vater, den Wülfrather Pastor Johann Peter Neumann, der in Ottos Kinderland eine gewichtige und einflußreiche Rolle gespielt hat.

*) Wörtliche Anführungen aus Otto Funckes Büchern sind immer im Fettdruck wiedergegeben.

Er war ein fest in der reformierten Orthodorie der Dordrechter Artikel, der strengsten Ausprägung des reformierten Kirchentums und Bekenntnisstandes, verwurzelter Mann. Sein Lieblingsthema war die Erwählungslehre: Alles ist Gottes Werk. Als es zu den ersten zaghaften Ansätzen in der Inneren und Äußerer Mission kam, zog der gute Pastor Neumann kräftig gegen diese „neumodischen“ Bestrebungen vom Leder. Er witterte da die fromme Betriebsamkeit des Menschen, durch die er Gottes Alleinwirksamkeit nicht gebührend respektiert sah. Später, im hohen Alter, hat er in dieser Sache aber noch willig umgelernt. Man könnte noch manche andere interessanten Gestalten aufmarschieren lassen, die ihren Platz und ihre Bedeutung in Otto Funckes Jugendland gehabt haben, aber die Leser sollen nun endlich etwas über den kleinen Otto selber hören. Ja, der Otto, was ist der für ein Bub gewesen? Lange Zeit hindurch war er arg schwächlich und kränkelte viel. Darum haben ihm manche Leute nur ein kurzes Leben vorausgesagt. Zu der Mutter, die den damals Zehnjährigen gerade badete, sagte einmal ein „liebenswürdiges“ Bäuerlein folgende „trostvollen“ Sätze:

„Ach, liebe Frau Dokter, wat es dat för en erbärmlich Kent (Kind)! Dat süht ja ut wie 'nen avgetrockenen Has (wie ein abgezogener Hase). Do wert sin Leven nij vann!“

Da hat sich aber Mutter Funcke aufgerichtet und ist dem Ehrenmann wie eine Prophetin entgegengetreten:

„Lieber Herr, Ochsen und Hammel schätzt man nach dem Gewicht, nach Fleisch und Knochen. Beim Menschen aber kommt es auf Kopf und Herz an, und die sind bei meinem Jungen in Ordnung, und es könnte leicht passieren, daß er Euch und Eure Kinder noch lange überleben wird, denn ich will Euch was sagen: Er wird noch ein Prediger des Evangeliums werden.“

Diese beiden Weissagungen haben sich in der Tat erfüllt. Aber es ist ein weiter und schwerer Weg bis dahin

gewesen. Die schwächliche Gesundheit hat unserem Otto in seinen Kinderjahren viel zu schaffen gemacht, hat manchen Verzicht von ihm gefordert und ihm manchen Seufzer ausgepreßt. Wie war das entmutigend und niederdrückend, wenn es immer wieder hieß: „Das ist aber nichts für Otto...!“ Wie manche Schneeballschlacht, wie manche übermütige Fahrt auf der Eisbahn, wie manches Pfannkuchenessen — und sollte der Baumen eines Jungen nicht Verlangen haben nach saftigen, speckigen Pfannkuchen? — wie manchen Ausflug auch wohl, haben diese vier Wörtlein zunichte gemacht: „Otto darf das nicht!“

Und doch verbittet es sich Otto Funcke mehr als einmal in seinen Büchern, daß man ihn ob der Entbehrungen und Enttäuschungen seiner Kinderjahre bedaure:

„Ganz falsch wäre es, wenn einer sich denken wollte, daß mein Leben also ein bedrücktes und nur auch ein armes gewesen sei. Oh nein, ich entbehrte nicht viel, da jede Kleinigkeit mich hoch erfreuen konnte; manchmal, wenn es unerwartet kam, ein Schmetterling, der ins Zimmer flog, ein Bratapfel, an den ich nicht gedacht, das freundliche Zunicke eines Menschen, der vorüberging, ein neuer Trieb an einer scheinbar erstorbenen Blume, die ich pflegte — dergleichen konnte mich schnell aus der allgedrücktesten Stimmung in die allerheiterste versetzen. Ich war zum Glück kindlich genug, in solchen unerwarteten Freuden das direkte Eingreifen des lieben Gottes zu sehen. Meine Mutter hatte mich das gelehrt. ‚Schau‘, sagte sie dann wohl, ‚jetzt grüßt Dich der liebe Gott. Du siehst, er denkt an Dich!‘“

Ist das keine beneidenswert herrliche Sache, wenn man sich so königlich über die kleinen und kleinsten Dinge freuen kann? Wer Otto Funckes Bücher liest, stößt immer wieder auf diesen beglückenden Zug in seinem Wesen, daß er einen dankbaren Blick für das Kleine hat, für die unscheinbaren Dinge und Begebenheiten und auch für

so manche kleinen und geringen, so leicht übersehenen Menschen. Diese seine Gabe hat ihm selber — und den Lesern seiner Bücher! — manchen Freudenquell aussprudeln lassen.

„Ja die kleinen Sonnenstrahlen, die alle Tage auf unseren Weg fallen, sind der große Reichtum unsers Lebens, wenn wir darin den Abglanz des göttlichen Angesichts erkennen. Gott hat es in der Hand, seine großen und kleinen Kinder auf Erden in allerlei Art zu segnen und zu erquickern. Und er kann dazu Sterne und Kieselsteine, Pappschachteln und Mammutsknochen verwenden.“

Das Bild der Mutter.

Über alle andern Menschen, die durch sein Kinderland gingen, hat Otto Funcke die Mutter liebgehabt. Ihr verdankt er ja die Kunst, an den kleinen Dingen sich zu freuen und im dahinhuschenden Sonnenstrahl ein Grüßen Gottes zu sehen. Aber er verdankt ihr unendlich viel mehr, er verdankt ihr das Beste seines Wesens. Er hat das in seinen Büchern immer wieder bezeugt, und man merkt, wie noch dem alten Mann das Herz höher schlägt, wenn er von seiner Mutter erzählt.

Die Mutter ist die eigentliche Lehrerin und Professorin für ihren Ottobub gewesen. Wenn er auch durch Jahre hindurch wegen seiner Kränklichkeit in keine Schule gehen konnte, so hat er doch viel gelernt, eben im Umgang und zu den Füßen der Mutter. Viele Menschen haben sich im Lauf der Jahre um seine Seele gekümmert, viele lieb und zart, manche auch dreist und taktlos. Aber die erste und beste entscheidende Seelsorgerin ist die Mutter gewesen und geblieben. Mutter Funcke stellte in der Erziehung ihrer Kinder — und da stimmte auch der starke und temperamentvolle Vater zu — die Liebe und nicht das Gesetz

obenan. Beide Eltern haben nicht ständig durch Ermahnungen und Verbote ihre Kinder gequält. Von harmlosen Bubenstreichen, von Spuren der Kinderspiele an Möbeln und Fensterscheiben und Kleibern wurde nicht viel Aufhebens gemacht. Nur durfte nichts Gemeines und Unritterliches bei den Streichen und Spielen passieren. Mehr noch als der Vater ließ natürlich die Mutter in der Erziehung das Evangelium und die Liebe vorherrschen. Und das meiste von dieser mütterlichen Zartheit hat der Otto mitgekriegt, der durch sein vieles Kranksein nun einmal am meisten bei der Mutter war.

Die Mutter Funcke gehörte wirklich nicht zu den Leuten, von denen Paulus sagt, daß all ihr Haben und Tun, ihr Reden und Wissen unnütz ist, weil die Liebe drin fehlt. Nein, ihr ganzes Leben war ein großes Lieben. Der Otto erlebte die Äußerungen der Liebe der Mutter ja immer aus nächster Nähe mit, und er war wahrlich nicht das alleinige, wohl aber das bevorzugteste Wesen, dem die Liebe der Mutter sich zuwandte. Manchmal wollte es ihm vorkommen: Die Mutter macht es zu arg mit ihrem Liebsein. Sie verschwendet davon zu viel an Leute, die es gar nicht wert sind.

Besonderer Gegenstand ihres fürsorglichen Eintretens waren ihre Freunde aus den „Konventikeln“, die „Pietisten“, die „Stundenleute“. Wenn Vater Funcke über die Gebrechen der „Heiligen“ herfuhr, dann war die Mutter in ihrer Verteidigung unermüdlich. Diese Leute waren nun einmal ihre Brüder und Schwestern, und sie ging mit ihnen durch dick und dünn. Ihre Schwachheiten übersah sie nicht einfach, aber sie hielt dem Vater entgegen, daß auf dieser Erde dem guten Willen eben noch

zu oft die Schwachheit des Fleisches widerstände. Nein, gegen die „Pietisten“ bekam der Vater bei der Mutter niemals recht.

Dann waren da Vaters viele Patienten. Der Doktor machte sich nichts daraus, diesen und jenen gelegentlich ganz grob anzufahren. Vielleicht wäre mancher seiner Kundschaft für immer entlaufen, wenn nicht die Mutter hinterher durch ein vermittelndes Wort oder eine kleine Liebestat die Sache wieder in Ordnung gebracht hätte. Die herrlichsten und unvergeßlichsten Stunden waren es aber, wenn der unerschöpfliche Liebesquell der Mutter so recht für das kranke Büblein Otto floß. Die Zeiten, in denen Otto mit der Mutter ganz allein war, waren die schönsten in seinem Kinderland. Die Mutter war voller Poesie. Aber es war eine himmlische Poesie, es war die Gabe, überall — auch in den geringsten Dingen — die Spur und die Hand und das Herz des himmlischen Vaters zu erleben. Es wurde der Mutter all das Irdische zu einem Abglanz himmlischer und ewiger Wahrheiten und Wesenheiten.

„Jeder schöne Gesang erinnerte sie an die Hymnen und Psalmen, die wir seiner Zeit, vereint mit Cherubim und Seraphim vor Gottes Thron singen werden. Das geheimnisvolle Rauschen des Waldes erinnerte sie an das Brausen der immergrünen Palmen am kristallinen Strom, jede schöne Blume war ihr eine Verheißung der entzückenden, unverwelklichen Himmelsflora. Aber auch jeder Pfannkuchen, der uns mundete, mußte uns auf das Hochzeitsmahl im Vaterhaus hinweisen, ja, jeder irdische Vorgang und war es auch nur das beklagenswerte Zerbrechen eines Kochtopfes in der Küche oder das Verwelken einer Blume, die zu wenig Wasser bekommen, der heisere Ton einer Eisenbahnglocke, die zersprungen war, das Zerknicken eines Baumzweiges, der der Früchte zu viel hatte — überall vernahm sie eine Sprache und Rede von ewigen Gesetzen und innerlichen Dingen.“

Der die Mutter verehrende Sohn gibt zu, daß in dieser Welt- und Himmelsbetrachtung gelegentlich auch Übertreibungen vorkamen, aber der beherrschende Eindruck bei der Mutter war und blieb, daß ihr die Welt Gottes, die Welt der Ewigkeit, so lieb, so nahe, so vertraut war, daß sie einfach nicht anders konnte, als alle Dinge im Lichte dieser Himmelswelt zu sehen. Dabei wurde die Erdenwelt nicht im geringsten entwertet oder verachtet. Echte Ewigkeitsmenschen sind ja niemals düstere Weltverneiner. Im Gegenteil, durch ihren Ewigkeitsblick bekam diese Welt für Mutter Funcke erst ihre Farbe, ihr Leuchten, ihre Schönheit. Sie wurde von ihr froh hingenommen und in rechter, dankbarer Weise genossen. Sie hat ihrem Buben viel vom Himmel erzählt, aber darüber niemals vergessen, dem so viel Entbehrenden auch einen Anteil an den „Erdenfreuden“ zu verschaffen. Es ist der deutliche Einfluß und das Wesen der Mutter gewesen, die auch in Otto Funckes Lebensweg und Charakterbild jene harmonisch schöne und beglückende Einheit von Himmelsinn und Erdentreue entwickelt und geprägt haben.

Die der Ewigkeitswelt so innig verbundene Mutter war voll herrlicher Tatkraft und Bereitschaft, die Menschen auf Erden mit ihrer Liebe zu erfreuen. Sie hätte es manchmal bequemer haben können, wenn sie nicht an so und so viel Leuten Aufgaben der Liebe entdeckt hätte. Manchmal kam es vor, daß sie sich in ihren Pflichten und Diensten fast verlor und einfach mit der Zeit nicht zurechtkam. Wie oft kam sie aus ihrer eifrigen Tätigkeit zu der großen Standuhr gerannt und stellte erschrocken fest: „Wie, so spät ist es schon!“ Wenn es vor lauter

Arbeit am Ende gar kein Durchkommen mehr geben wollte, dann konnte die Mutter zu einem letzten drastischen und originellen Mittel greifen: dann stellte sie die Uhr einfach still!

Durch das reiche, taten- und liebestrohe Leben der Mutter zog sich eine Grundsehnsucht:

„Die Sehnsucht, ein Kind Gottes zu werden und immer besser und wahrhaftiger ein Kind Gottes zu werden, war die Grundsehnsucht ihres Lebens. Es war der bleibende Wunsch in dem Wechsel der Zeiten und dem Wechsel der Wünsche.“

Großmutter Neumann erzählte gerne aus der Kindheit „Minchens“ folgende schöne Geschichte, die zeigt, wie früh dieses Verlangen schon erwacht ist. Als die Kleine einmal einen Mann im Gespräch sagen hört: „Alles ist eitel“, läuft sie zu ihrer Mutter und will wissen, was das Wort „eitel“ bedeutet. Die Mutter erklärt: „Alles vergeht.“ — Da ist das Kind im ganzen Haus umhergegangen und hat auf den Kochherd, auf die Bratpfanne, auf den Besen das Fingerlein gelegt und gesagt: „Kochherd, du vergehst, Bratpfanne, du vergehst, Besen, du vergehst.“ Dann hebt sich der Kinderfinger zu den Dachziegeln und den Bäumen empor, dann zeigt er zur Sonne, und alle diese Werke der Schöpfung werden an ihre Vergänglichkeit gemahnt. Dann kehrt die Kleine von ihrem Gang zurück und will von der Mutter wissen, ob denn auch die Menschen alle vergehen. „Ja, freilich, nur Gott vergeht nicht, und wenn wir Kinder Gottes werden, vergehen wir auch nicht.“ „Oh, Vater, oh Mutter“, ruft da das Mädchen unter heißen sehnsuchtsvollen Tränen, „so helfst mir doch, daß ich ein Kind Gottes werde.“ Und das kleine Minchen Neumann ist in der

Tat eins geworden und hat ein Leben lang die Sehnsucht im Herzen getragen, ein immer besseres zu werden.

Die Mutter hatte ein feines Auge und eine zarte, liebevolle Hand, wenn ihr Otto irgendetwas Unrechtes getan hatte. Das spürte sie gleich. Dann sah sie ihren Jungen wohl an und sagte: „Nun schau mich auch mal lustig an, mein Otto. Sieh, das kannst du nicht. Da ist wohl ein Splitterchen ins Auge geraten. Komm, wir wollen ihn zusammen herausholen. Ich will dein Doktor sein.“ Wie war's da dem kleinen Sünder leicht gemacht, seine Unart zu bekennen! Und wie ging's weiter?

„Die Mutter dachte nun nicht daran, mir eine Strafpredigt zu halten, sondern zeigte mir nur in tiefstem Mitleiden, wie unglücklich die Sünde uns mache, wie sie uns ruiniere in unserm innersten Wesen, uns verfinstere, uns stumm, starr, unbrauchbar mache, Friede, Freude, Geduld, Sanftmut und alle Tugend in uns zerstöre. Sie wies mich hin auf die zarte Arbeit des Geistes Gottes, wie er mich vor der Sünde gewarnt habe, auf die sanften Schwingungen der Magnethadel des Herzens, auf die Unruhe des Gewissens, auf die innere Verdunkelung. Kurz, daß der Mensch „verloren“ ist durch die Sünde, weil er sein eigentliches Lebenselement durch die Sünde verliert — das lernte ich frühe verstehen.“

Wer das Bild einer solchen Mutter im Herzen trägt, erlebt seine mannigfach bewahrende Macht. Als der Otto später aus dem Elternhaus in die Welt hinausging, ist er oft in arge äußere und innere Not hineingeraten. Da ist ihm das stille und liebe Bild der Mutter immer ein großer Segen gewesen. Er sagt selber:

In meinen Studentenjahren hat's Zeiten gegeben, wo ich in größter Gefahr war, am Glauben Schiffbruch zu leiden. Nicht nur am christlichen Glauben, nein, der Glaube an den Gott, der Gebete erhört, wurde mir erschüttert. Aber meinen Zweifeln war von vornherein ein Maulkorb umgehängt. Ich mußte mir näm-

lich sagen: 'Ist dein Zweifel berechtigt, dann war deine Mutter die größte Närrin, die jemals auf zwei Füßen ging.' Gegen diesen Gedanken aber empörte sich sofort nicht nur jeder Blutstropfen, der in meinen Adern rollte, — nein, auch meine *Vernunft* empörte sich dagegen. Die Mutter, die durch ihren kindlichen Glauben so reich, so glücklich und beglückend war, sie hat mich, wer weiß wie oft, wieder zurechtgebracht, wenn ihr lichtiges, wonniges Bild hinter meinem Arbeitstisch auftauchte. Ich fing dann bald an, meinen Zweifel zu bezweifeln; ich entschloß mich bald und sagte: Lieber will ich so wie meine Mutter irren, als recht haben mit denen, die nichts glauben und nichts hoffen. — Das war ja nun freilich ein sehr 'unkritisches' Verfahren, und ich sehe im Geiste ehrwürdige Gelehrte, die darüber lächeln und unehrwürdige, die darüber hohnlachen. Aber so oder so — ich bin gut dabei gefahren.

Dienen, die Gerigen ehren, mannhaft sein!

Die Lichtbilder und Methoden, die für Vater und Mutter Funcke in der Erziehung ihrer Kinder galten, sind „evangelisch“ gewesen. Die Rute des Gesetzes, der Drohung, der Strafe wurde äußerst sparsam geschwungen. Die Liebe — vor allem der Mutter — erwies sich als eine ungemein starke und wirksame Bildungsmacht. Die Liebe schloß nicht aus, sondern ein, daß die Eltern klare und handfeste Erziehungsziele hatten, die sie ohne Abstriche verfolgten. Und die wenigen Ohrfeigen und Stockhiebe, die Otto Funcke in seinen Kinderjahren gekriegt hat, hängen mit seinen Abirrungen von diesen unverbrüchlichen Grundsätzen zusammen.

In der Überschrift über diesen Abschnitt finden wir einige der wichtigsten dieser Ziele zusammengestellt. Gerne dienen, zu den Gerigen sich halten und die Schwachen ehren — daß das christlich und mannhaft sei, haben die Funcke-Buben früh, wenn auch nicht immer ganz leicht, und ohne Murren gelernt. Vater Funcke war ein Mann

mit einem ausgeprägten sozialen Empfinden. Er hatte ein warmes Herz für die armen Leute und galt gar manchen zugeknöpften und verbohrten Spießbürgern als ein gefährlicher Anwalt des Proletariats. Daß solch ein Mann auch seinen fünf Jungens soziales Verständnis beizubringen suchte, ist selbstverständlich. Die Mutter hieb kräftig in dieselbe Kerbe. Nur war bei ihr der Ruf zum Lieben und Dienen mehr aus der Botschaft des Evangeliums und aus dem Umgang mit der Ewigkeitswelt geschöpft. Der Vater sagte: „Jeder Mensch muß etwas Ordentliches tun, damit die Welt im Gange bleibt.“ Die Mutter führte ihren Beweis so:

„Jesus Christus, unser Heiland, wollte nichts sein als ein Diener, und im Dienen ist er würdig geworden zur Herrlichkeit Gottes. Auch sein Leiden und Sterben war nicht mehr und nicht weniger als ein Dienen. Wir können auch nur auf dem Wege wie er zur Herrlichkeit und zur Herrschaft gelangen, also durch Dienen.“

Die Funcke-Jungens mußten zu Hause tüchtig mitanpacken. In dem Fehlen einer Schwester schienen die Eltern einen Wink der Vorsehung zu sehen, daß ihre Jungens Buben und Mädchen in einem sein sollten. Otto und seine Brüder sind durch ihre Mitarbeit im Hause nicht im geringsten weibisch geworden und erst recht nicht knechtisch. Natürlich lehnte sich gelegentlich ihre männliche Würde gegen solche Aufgaben auf, die im allgemeinen den Mädchen zugewiesen werden. Dann sagte Mutter Funcke lächelnd: „Ihr sollt sehen, ihr werdet es mir im Leben noch einmal danken.“ Die Jungens haben das nicht immer gleich geglaubt, aber später im Leben vollauf bestätigt gefunden.

Wohl am schwersten war der Gehorsam, wenn die Buben, in jeder Hand einen Henkeltopf mit heißer Sup-

pe — „Döppen“ genannt — von der Mutter in die Hütten der Armen und Kranken geschickt wurden. Sie waren dabei nicht nur Überbringer leiblicher Speisen, sie richteten gleichzeitig auch das Evangelium aus. Denn für jeden der durch ihre Mildtätigkeit Bespeisten hatte die Mutter auch einen Bibelspruch ausgewählt, der meist in die Lage des Empfängers trefflich hineinpafte. Solche Aufträge bedeuteten oft bittere Gänge. Daß dadurch viel schöne Zeit zum Spielen verloren ging, war nicht das Schlimmste. Mehr wurmte es, wenn die Gassenbuben allerlei Spottworte nachriefen. Die Mutter gab ihren Jungens bei solchen Gelegenheiten folgenden originellen Rat: „Hört doch das blöde Babbeln der ollen Gassenjungens garnicht an. Denkt, sie wären lauter Kappes (Kohlköpfe). Wie könnt ihr je selbständige und tapfere Männer werden, die im Leben ihren Weg durchgehen, wenn ihr auf das Berede der Leute hört. Man muß früh das Rechte tapfer tun und sich dabei um die Welt nicht kümmern.“ So hat die Mutter ihre Jungens kräftig bei ihrer Ehre zu packen gesucht — und nicht vergeblich. Die Buben sind gewiß wilde und richtige Buben gewesen, aber sie haben doch früher und mehr als die meisten andern Kinder eine Ahnung davon gekriegt, daß es eine schöne Sache ist, wenn man die Menschen durch Dienen und Lieben erfreut und sich durch keinen Spott der Loren davon abhalten läßt.

Otto Funcke berichtet darüber:

„Schließlich — ob auch langsam — gingen den Söhnen Mütterchens Argumente in Fleisch und Blut über, und sie gewannen dadurch einen großen Reichtum für das Leben. Ja, es ist ein gut Ding, wenn man frühe lernt, der ganzen Welt, die ja doch im Argen liegt und vom Eitelkeitsgeist besessen ist, — ich sage, wenn man früh lernt, ihr ein Schnippchen zu schlagen, falls man nur

weiß, daß man eine gute Sache vertritt. — Es ist noch ein größeres Ding, hängt aber mit jenem eng zusammen, wenn man früh lernt, mit dem Vorbilde Jesu Christi Ernst zu machen, und zwar da, wo es uns am wenigsten paßt. In dem Wort: 'Geht's der Natur entgegen, so geht's gerad und fein', liegt eine tiefe Wahrheit, solange unsere Natur so ist, wie sie ist. Sich selbst verleugnen und praktisch Jesus nachfolgen, das ist mehr wert als alle Orthodozie und Theologie. Denn unser Herr Christus ist nicht herniedergekommen, um eine neue Lehre, sondern um ein neues Leben in die Welt und Menschheit zu bringen."

Einmal hat es eine gehörige Ohrfeige vom Vater gesetzt, die den kleinen Otto und seinen Bruder Bernhard nachdrücklichst daran erinnerte, wozu der Mensch auf der Welt ist. Der Vater geht mit den beiden Jungens durch den Wald und erzählt so interessant und meisterhaft eine Geschichte, daß die Jungens ganz hingerissen sind. Da kommen die drei an einem alten, verhußelten Weiblein vorbei, das im Walde Reifig gesammelt hat und sich nun vergeblich müht, sein Bündel auf den Kopf zu heben. Einen Augenblick wartet der Vater, dann aber, als die Buben sich nicht rührten, hat jeder patsch! patsch! seine Ohrfeige weg. Der Vater geht selber hin und hilft der Frau, daß sie ihr Bündel auf den Kopf und ins richtige Gleichgewicht kriegt. Dann prägte er seinen Buben folgendes gute Sprüchlein ein: „Jungens, wißt Ihr, wofür Ihr in der Welt seid? Ich will es Euch sagen: Die Menschen sind da, um einander zu dienen, und wo sie das nicht tun, da ist es schlechterdings nicht auszuhalten.“

Außer dieser saftigen Ohrfeige hat der Otto noch einmal gründliche Hiebe bekommen. Und die gingen auch mit einem gröblichen Verstoß gegen das Gesetz zusammen,

daß man immer für die Beringen und Berachteten mannhaft einzutreten habe. Da waren die Jungens mit bösem Spott über einen Mann, der einen Buckel trug, hergefallen. Das hatte eine handfeste Abreibung in Vaters Studierstube zur Folge. Es sei nur angedeutet, daß dabei eine Reitpeitsche eine nicht wenig schmerzhaftige Rolle spielte. Auf die Frage des Vaters, ob sie den Grund wüßten, heulte ein mehrstimmiger Schmerzenschor los: „Ja, lieber Vater, ja!“ Nachdem der Vater so seines Amtes gewaltet hatte, überließ er der Mutter das Feld zu weiterer Belehrung. Die machte nun ihren Jungens klar, daß sie mit ihrem schändlichen Verhalten geradezu dem Heiland selber ins Gesicht geschlagen hätten, der ja immer auf der Seite der Berachteten und Verstoßenen gestanden hätte. Und auf dieselbe Seite sich zu schlagen, das allein sei edel und mannhaft und christlich. Otto Funcke hat von dieser Züchtigung bezeugt, daß sie ihren Zweck vortrefflich erreicht habe, und daß er

„seinen Eltern mehr dafür danke als für alle Pfeffernüsse, Honigkuchen und Marzipantorten, womit sie uns je und je traktiert haben. Es ging uns in Fleisch und Blut über, daß ein wahrhaft edler Mensch, geschweige denn ein Christ, über all und zu aller Zeit auf die Seite der Berachteten, Verachteten und Verspotteten treten müsse.“

Erste Berührung mit den Pietisten.

In Otto Funckes Jugendjahren war der Heimatort Wülfrath in der Hauptsache von allerlei biedereren und braven kirchlichen Leuten bewohnt. Deren Kirchlichkeit war aber oft nichts anderes als tote Gewöhnung, ein Stück „des eitlen Wandels nach väterlicher Weise.“ Es gab aber auch einige Kreise der „Stillen im Lande“, der Konventikelleute, wie man sie auch nannte, der Pieti-

sten. Mülheim an der Ruhr, wo der stille und gottinnige Gerhard Zersteegen in einer „Pilgerhütte“ sein verborgenes Leben mit Gott geführt hatte und vielen Menschen Seelenführer geworden war, lag nicht allzuweit von Wülfrath entfernt. Kein Wunder, daß Zersteegens Schriften und Lieder auch in Wülfrath manchen Christen willkommene Herzensnahrung waren. Die Zersteegenianer und andere Pietisten trafen sich gelegentlich an den Abenden in den Häusern. Die Pastoren von Wülfrath sahen das nicht allzu gerne. Auch Ottos Großvater, der streng reformierte Pastor Neumann, war den Konventikelleuten nicht sonderlich grün. Umso mehr aber liebte sie Ottos Mutter. So sehr sonst Vater Neumann für seine Tochter Minchen Autorität war, in diesem Stück ging sie auf keine Belehrungen und Ermahnungen ein.

Wenn sie in die „Stunden“ ging, nahm sie ihren Otto öfter mit. Er war damals 11 bis 12 Jahre alt. Man kann nicht gerade sagen, daß er sich in diesen Stunden immer wohlgeföhlt hätte. Es war ihm darin manches zu schwer und zu fremdartig, aber eins merkte er doch, und das nötigte ihm Respekt ab: Hier sind die Leute, die nehmen es mit ihrem Glauben ernst, und die sind jederzeit bereit, für diesen Glauben zu Märtyrern zu werden.

In diesen Konventikeln, unter den Pietisten, gab es damals in Wülfrath und anderswo allerlei Originale. Gottlob sind die auch heute hin und her im Lande noch nicht ganz ausgestorben. Funcke ist der Ansicht, daß

„es überhaupt unter 50 lebendigen Christen mehr Originale gibt als unter 500 Weltleuten, die sich nur vom Weltgeist, dem Zeitgeist und der öffentlichen Meinung bestimmen lassen.“

Aber was sollen wir theoretisch von diesen Dingen reden? Wir wollen lebendigen Anschauungsunterricht nehmen und den jungen Otto Funcke in eine „Stunde“ begleiten.

Wir befinden uns in der guten Stube eines bergischen Bauernhauses. Auf dem Tisch dampft der große „Kaffee-Pott“. Der „Platz“, das selbstgebackene Weißbrot, lädt zum Schmaus ein. Unter den Gästen am Tisch sitzt auch Mutter Funcke mit ihrem nun vierzehnjährigen Otto. Der Besitzer des Hofes ist ein Konventikelmann. Er hat etliche seiner „Brüder“ für den Nachmittag eingeladen. Zunächst wird das Genie des Hofers bewundert, der ganz aus eigenem Antrieb eine kleine Dampfmaschine zusammengebastelt hat. Die Besucher raten alle dem Vater an: „Du mußt den Jungen lernen, studieren, seine Gaben entwickeln lassen. Der kann noch einmal ein großer Erfinder werden“. Der Bauer widerspricht lächelnd, aber bestimmt: „Der Junge wird Bauer wie seine Väter und ich. Der Hof braucht ihn.“ (Der junge Künstler ist aber nie Bauer geworden, sondern wenig später an der Schwindsucht gestorben.)

Die Gäste widersprechen: Es wäre ein Jammer, wenn die schönen Anlagen des Jungen sich nicht entfalten könnten. Da beginnt der Vater eine längere Rede: „Die Anlagen verkümmern nicht. Die wird der Junge im Himmel gut gebrauchen können. Auf Erden aber wird er Bauer. Hier auf Erden bleiben tausend und abertausend edle Keime unentwickelt. Vieles bleibt hier in den Anfängen stecken und kommt niemals zur Reife, zur Frucht, zur vollen Ausgestaltung. Aber Gott wäre ein unverantwortlich schlechter und kümmerlicher Haushalter, wenn er all diese Anlagen und Keime, die er doch selber in den Menschen hineingelegt hat, für immer unentfaltet und

verkümmert ließe. Darum ist die Ewigkeit da. In ihr kommen alle Anfänge zur Vollendung, wird aus dem Ringen und Mühen hier unten die herrliche Klarheit. Dort oben ist die beste Luft und der beste Boden für jede Pflanze."

Da hat aber der junge Otto die Ohren gespitzt! Das waren ja ganz neue Gedanken, die da ausgebreitet wurden! Wir wissen, durch wieviel Krankheit und Entbehrung es in Ottos Jugendjahren ging. Da waren dann oftmals allerlei Tröster erschienen und hatten den Jungen auf den Himmel verwiesen. Der aber hatte solche Rede nicht allzu erbaulich gefunden. Ihm kam — ehrlich gesagt — der Himmel ziemlich öde und garnicht begehrenswert vor. „Immer nur Gott schauen und dreimal heilige Lieder singen, das schien mir doch langweilig“, lesen wir in Funcks Lebenserinnerungen.

Zwar war es nicht eigentlich das Spielen und Toben, das jedem gesunden Kinde Wonne und Lebenselement ist, das Otto im Himmel zu kurz zu kommen schien. Er war ja inzwischen in die Jahre gekommen, wo sich übers Spielen hinaus die Freude am Schaffen und Gestalten in einem Jungen kräftig regt. Aber dieser Schaffenstrieb wurde immer wieder durch all die körperlichen Hemmungen und Rückschläge aufgehalten. Und nun sitzt solch ein Bub da an der Kaffeetafel im bergischen Bauernhaus und hört einen Mann reden, der ganz den Eindruck macht, als ob ihm die Himmelswelt sehr vertraut sei. Und dieser Mann erzählt, wie gerade das das Schöne und das Eigentliche im Himmel sei, daß dort alle Hindernisse für den Tatendrang hinfallen, und daß dort alle Anlagen zur vollen Entfaltung kommen, gerade auch die, die auf Erden mannigfach bedroht und gefährdet und dem

Berkümmern nahe waren. Da kriegt der Otto ein ganz neues Bild von dem, was der Himmel ist:

„Es muß gewissermaßen schon deshalb ein ewiges Leben geben, damit Gott nicht als ein schlechter Hausvater dastehe. Das war ein ganz neuer Beweis für die Realität des Jenseits. Der Mann zeigte, daß der Himmel eine Welt der seligsten, vollkommensten Tätigkeit, Werdelust und Entwicklung sei. Mir lachte das Herz im Leibe, obwohl ich kein Wort sprach. Von der Stunde an erschien mir das Sterben nicht mehr so schrecklich; denn der Himmel war nun nicht mehr freudlos wie vordem.“

Es sollte dem kleinen Otto an jenem seltsamen Nachmittag der Himmel aber noch himmlischer werden. Denn nun schaltete sich ein Mann ins Gespräch ein, der aus dem Schwabenland kam und dort zu den „Stündlern“ gehört hatte. Der schwäbische Pietismus ist ja stets besonders reich gewesen an spekulativen und origineilen Köpfen. Dieser Mann griff den Gedanken von der himmlischen Entwicklung gar eifrig auf und spann den Faden auf seine Weise weiter:

„Ei joh! So ischt's freili, wie du ebbe gseit hascht, Bruder! Die meischte Keime komme erscht im Himmel zur Ausg'schtaltung. Aber dös gilt vor alle Dinge von dene religiöse Keime.“

Und dann tut er vor den Ohren der erstaunt und immer erstaunter aufhorchenden bergischen Pietisten seine Meinung also kund:

Es gäbe eigentlich nur wenige Menschen, die auf dieser Erde das Evangelium recht hörten, und noch weniger, die es recht verstünden. Wenn ihnen aber nun im Jenseits die Lieblichkeit Jesu entgegenträte, dann würden sie alle überwältigt und überwunden. Nur wenige würden noch Widerstand leisten. Wer sich aber auch dann noch der herrlichen Offenbarung des Herzens und der Liebe

Gottes widersezte, der würde nicht in ewiger Qual dahinsiechen, der würde einfach wie ein toter Zweig dem Verderben überlassen werden, der würde ins Nichts versinken und aufhören zu sein. Denn der Gedanke einer ewigen Qual sei mit dem Grundwesen Gottes, der Liebe, nicht vereinbar. An so etwas könne Gott nie Gefallen haben, und das von ihm annehmen, hieße unwürdig von ihm denken. Dann würde ja aus dem Gott der Liebe ein schrecklicher Foltermeister.

Die Zuhörer waren nicht geneigt, die Ausführungen ihres württembergischen Bruders unbesehen hinzunehmen. Sie rüßten ihm kräftig mit allerhand Gegenargumenten zu Leibe. Sie führten all die Bibelstellen an, in denen vom Zorn Gottes und vom ewigen Gericht die Rede ist. Sie wiesen auf den schmalen Weg hin, den nur wenige finden, und auf den breiten, der die vielen ins Verderben führt. Auch Katechismusätze führten sie ins Feld. Sie waren ja reformierte Christen und kannten ihren „Heidelberger“ gut und waren von Kindesbeinen an mit der Erwählungslehre vertraut.

Aber der wackere Schwabe ließ sich durch die hitzigen Gegenangriffe nicht aus der Fassung bringen. Er versuchte nun nachzuweisen, daß all die Sprüche vom Zorn und vom Gericht Gottes nur eine vorläufige und zeitweilige, aber keine ewige Bedeutung hätten. Er pochte auf Schriftworte wie dieses: Gott hat alle beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme. Gericht und Zorn seien nur Zuchtmittel in Gottes Hand, nur Durchgangs- — aber nie Zielstadium. Das Ziel sei vielmehr der völlige Triumph der Liebesherrschaft Gottes, auf daß Gott sei alles in allem. Es sei nun einmal die Grundsubstanz Gottes die Liebe. Auf die Grundsub-

stanz käme es an, und alle dunklen und schweren und anderslautenden Stellen müßten im Licht dieser Grundsubstanz gelesen und verstanden werden. Nur dann fasse man die Bibel nicht beschränkt menschlich und irdisch, sondern wahrhaft göttlich und ewigkeitsgemäß auf.

Auch der Mutter Funcke hatte sich bei den Darlegungen des Schwaben das Gesicht gelegentlich verfinstert. Umso mehr aber hatte der Mann Ottos ganze Aufmerksamkeit und Zustimmung. Das war ja eine ganz neue herrliche Botschaft. Da wurde Gott ganz anders groß als in der starren Dogmatik der Erwählungslehre, die der liebe Großvater Neumann als der Weisheit letzten Schluß vortrug. Da wurde der Himmel ja immer himmlischer. Nun war er der Ort, wo Gottes Liebe völlig und über alles Begreifen triumphiert. Die bergischen Pietisten vermochten sich zwar den hohen Gedankenflügen des Schwaben nicht völlig anzuschließen. Aber man einigte sich schließlich unter Mutter Funckes ausdrücklicher Billigung dahin, daß es doch das Wichtigste sei und bleibe, öffentlich und sonderlich Christus zu predigen, als den einzigen Urheber unserer Seligkeit und den einzigen Trost im Leben und im Sterben. In Zeit und Ewigkeit gebe es alleweil kein Heil außerhalb des Herrn Christus. Und wenn es sich nun am Ende in der Ewigkeit herausstellen sollte, daß mehr Leute dieses Heilandes theilhaftig würden, als man auf Erden zu hoffen gewagt und zu ahnen vermocht hätte, nun, dann wolle man sich von Herzen darüber freuen. Das war nun ein durchaus brauchbares „Kompromiß“, dem sich auch der Schreiber dieses Büchleins gerne anschließt.

Otto Funcke sagt zusammenfassend über den Württemberger und seine Gedankengänge:

„Nicht daß ich seine Theologie mit Haut und Haar zu der meinen gemacht hätte, aber jedenfalls hat mir der württembergische Bruder den Himmel doch himmlischer gemacht, als er vorher war, und ich sage auch heute noch: Wenn ich einmal irren soll, so will ich tausendmal lieber zu viel als zu wenig für die Menschheit gehofft haben, nur darf der Ernst der Buße niemals geschmälert werden.“

Es haben noch manche andere „Pietisten“, auch solche sehr wunderlicher und manchmal finsterner Art, den Weg des jungen Otto gekreuzt. Aber was ihm die meisten dieser Leute, obwohl ihm an ihrer Lehre und an ihrem Wesen nicht immer alles gefiel, so anziehend machte, war dies: er merkte, diesen Leuten gilt Jesus etwas. Und das hat sich ihm tief eingeprägt.

Es wäre zu schade, wenn aus der Schar dieser „Heiligen“ nicht wenigstens noch einer besonders genannt würde, „der alte Wagner“. Sein Einfluß auf den werdenden Otto Funcke ist groß gewesen. Er war der Mutter besonderer Freund, und Otto hat ihn in seinem Häuschen auf einer Bergeshöhe oft besucht. Er berichtet von ihm:

„Was mich unbewußt so anzog, war wohl der Adel einer in Gott verklärten Persönlichkeit. Es war die reine Himmelsluft einer schönen, lichten Ewigkeit, die in dem Hüttlein wehte. Wenn ich später sang: Morgenglanz der Ewigkeit, so tauchte oft das Angesicht des „alten Wagner“ mit den blauen Augen und den schneeweißen Haaren am Horizont meines Geistes auf. Auch äußerlich sah mein Freund gut aus. Er hatte feine, kleine aristokratische Hände; um seine Lippen spielte immer das Lächeln einer überirdischen Freude, und jedes der wenigen Worte, die er redete, bewies eine so feine Herzensbildung, wie sie keine menschliche Schule und Erziehung, sondern nur der vertraute Umgang mit Gott verleiht.

Er war ein Seidenweber, und wenn er webte, sprach er oft halblaut mit seinem Gott. Es war, wie wenn ein Mann mit seinem

Freunde redete. Mein Name kam oft darin vor. Ich verstand nichts Näheres; aber es war mir wichtig genug, daß er mit Gott über mich redete. Kurz, es war eine ideale Freundschaft zwischen dem Kinde und dem Greise. Und sie bestand fort, als er längst nicht mehr war. Oft, besonders in Zeiten des Zweifels, trat das Bild des alten Wagner vor meine Seele, und eine Stimme fragte: Meinst Du wirklich, daß der geirrt hätte? — Das schien mir in der That viel undenkbarer, als daß David Strauß, Christian Baur und nun gar Ernst Renan samt den Herren Büchner und Moleſchott auf dem Holzwege seien.“

Der alte Wagner hat oft segnend seine zitterigen Hände dem Otto aufs Haupt gelegt. Otto Funcke ist schon damals wie alle Zeit später dem frommen Betue und aller Unnatur abhold gewesen. Aber die segnenden Hände des alten Seidenwebers hat er gerne auf seinem Kopf geduldet. Es war ihm wirklich, als ob in diesen Händen eine Macht der Bewahrung sei, die er nur zu nötig brauchen könne. Der Alte betete segnend etwa so:

„Laß ihn nicht von Deiner Seite, Herr Jesu Christe, Du großer König und Heiland der Seelen. Laß ihn nicht; heute nicht, morgen nicht, — nie, — nie — nie — in Ewigkeit nie! Halte ihn immer nahe, ganz nahe bei Dir! Bereite Du ihn, mache etwas aus ihm zu Deinem Preis und Ruhm. Ja, Du kannst es tun, Du wirst es tun. Amen, Herr Jesu, Amen!“

Der alte Wagner machte es genauso wie Ottos Mutter. Gerade in den Zeiten, in denen Otto schwach und kränklich war, hielt er fröhlich an der Zuversicht fest: „Du wirst gesund werden. Ich weiß es. Gott will Dich noch in seinem Reiche gebrauchen, sei nur getrost!“

Die „Theologie“ des alten Wagner war der des schon erwähnten schwäbischen „Stündlers“ sehr verwandt. Das war sein Element: die Liebe Gottes zu preisen. Dabei leuchteten seine Augen. Wie milde dachte und urtheilte er über die Menschen, auch die gott-

losen und bösen! Wenn er von ihren Sünden und Untaten hörte, sagte er wohl: „Ja, so treiben sie es nun, weil sie Gott nicht kennen. Wenn sie ihn kennen würden, sie würden ihn lieben. Man kann ihn nicht kennen, ohne ihn zu lieben.“ Wenn Otto einmal fragte, was denn mit denen geschähe, die stürben, ohne Gott zu kennen, dann erschien auf dem Gesicht des alten Wagner ein feines, wissendes Lächeln, und er sagte: „Gottes Liebe zu den Menschen stirbt nicht mit, wenn der Leib des Menschen stirbt!“ — Aber dann brach er ab und verschloß sich selber den Mund: „Das ist noch nichts für Dich“.

Kein Wunder, daß sich auch Mutter Funcke mit der Zeit immer mehr in diese Gedanken hineinlebte, die sie ihre Freunde, die Pietisten, vortragen hörte. Sie konnte wohl ganz geheimnisvoll tun und ihrem Otto ins Ohr flüstern: „Ich weiß was, ich weiß was, aber man darf es sich nur ins Ohr flüstern. Höre, zu allerlezt werden noch alle Menschen selig werden.“ Und das liebebedürftige Herz des kleinen Otto hat sich gerne und begierig solchen Gedanken angeschlossen. Aber später als Mann, der mehr Erkenntnis gewonnen hatte, hat Funcke doch seine ernstlichen Zweifel gehabt und behalten, ob die Lehre von der Allversöhnung wirklich biblisch sei und den höchsten Triumph der Liebe Gottes darstelle. Zwar ist das Wissen um die Liebe Gottes und das Hoffen für die Menschen auch dem alten Otto Funcke Lebenselement geblieben. Und er hat für viele, viele Menschen, eigentlich für die meisten gehofft, daß sie sich noch einmal in den Bereich der Liebe und des Lichtes hineinziehen lassen.

Aber er fragt: „Ob alle? Die Majestät und Freiheit der menschlichen Seele macht auch einen dauernden Widerstand und eine

dauernde Verhärtung gegen Gott möglich. Ja, es gab auch in meinem späteren Leben Stunden, wo ich das Schaudern an mir selbst verstehen lernte. Nein, lieber Vater Wagner, ganz kann ich nicht mit Dir gehen. Nicht ganz, aber fast ganz, und am liebsten wäre mir, wenn Du ganz recht und Großvater Neumann und sein Enkel ganz unrecht hätten.“

Wem Gott will rechte Gunst erweisen!

Otto Funcke ist zeit seines Lebens gerne und viel gereist. In seinen Büchern nehmen Reiseerlebnisse einen großen Platz ein. Er hatte aber auch eine wundervolle Gabe, überall etwas zu erleben. Man kann ihn um diese Gabe direkt beneiden. Es gibt Menschen, die brauchen bloß ein paar hundert Meter aus ihrem Hause herauszugehen, dann haben sie schon fast soviel erlebt wie andere, die die ganze Welt umsegeln. Diese Gabe verdankt Otto Funcke auch wieder seiner Mutter. Die verstand sich ganz trefflich auf die Kunst, überall etwas zu erleben. Darum war das Reisen mit ihr immer ein Genuß. Und die Mutter reiste fürs Leben gerne. Die Fahrten und Wege, die Otto in seinen Kinderjahren mit der Mutter machen durfte, waren immer unvergeßliche Höhepunkte und Lichtblicke in seinem an Verzicht und Enttäuschung reichen Kinderleben. Gelegentlich war auch der Vater mit bei der Partie, aber die große Praxis gab dem viel beanspruchten Landarzt nur selten für solche Unternehmungen frei. Ein beliebtes Reiseziel für die Mutter war das fünf Stunden von Wülfrath entfernte Mülheim an der Ruhr. An der Stadt hing sie darum so sehr, weil ihr Vater dort lange Pastor gewesen war und sie selber dort 16 Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Pastor Neumann und sein freundliches Töchterchen Minchen waren in den Herzen der Mülheimer unvergessen. Und wenn die Doktorsfrau

aus Wülfrath mit ihren Buben nach Mülheim kam, durfte sie gewiß sein, daß man sie in vielen Häusern gerne und gastfrei aufnahm. Diese Gastfreundschaft wurde gelegentlich so intensiv ausgeübt, daß die Funcke-Buben mit verdorbenen Mägen nach Wülfrath zurückkehrten und beim Vater in die Kur gehen mußten.

Die Mutter legte ihre geliebten Wanderungen nach Mülheim am liebsten auf Schusters Rappen zurück, auch dann noch, als schon die ersten Eisenbahnen fuhren. Sie meinte, das Geld für die Bahn könne man sparen, das gäbe man besser der Mission. Wenn aber wirklich einmal eine Reise mit der Eisenbahn geplant war, dann entwickelte Mutter Funcke ein merkwürdiges Geschick, zu spät zum Bahnhof zu kommen, und mehr als einmal sahen die Reisenden den Zug gerade abdampfen. Der Sohn Otto hegte gelegentlich den „Verdacht“, daß die Mutter solches Zuspätkommen mit Absicht betriebe, damit der als Fahrgeld vorgesehene Betrag doch noch ihren Heidenkindern zugute käme.

Wollen wir nicht einmal Mutter Funcke mit zweien ihrer Buben auf einer Reise begleiten? Mülheim an der Ruhr ist das Reiseziel. Ein glühender Sommertag neigt sich langsam dem Ende zu, und den Otto und den Bernhard plagen arg Durst und Erschlaffung. Die Türme Mülheims tauchen in der Ferne auf. Ein alter Mann, der vor seiner Hütte in Bergmannstracht sitzt, wird um eine Erfrischung gebeten. Bald laben die drei Reisenden sich an köstlichem Quellwasser. Ja, das tut gut. Aber viel schöner ist doch noch die Geschichte, die Mutter Funckes Kunst dem Alten entlockt. Die Mutter hatte nämlich mit ihren hellen Augen gleich entdeckt, daß vor und in dem Hause dreimal derselbe merkwürdige Bibel-

spruch gemalt war: „Ist dieser nicht ein Brand aus dem Feuer gerissen?“ Ihre lebhafteste Phantasie witterte hinter diesem Spruch gleich eine interessante Geschichte. Die mußte der Großvater erzählen! Er tat es auch gerne, und seine Erzählung hatte die drei Besucher bald in ihren Bann gezogen:

„Schon mein Vater ist Bergmann gewesen wie alle seine Vorfahren, und es war klar, daß wir drei Jungens auch wieder Bergleute wurden. Das war für den Vater ein stolzer und schöner Tag, als auch ich, der jüngste seiner Söhne, zum ersten Male mit in die Grube fuhr. Eines Morgens, als wir wie üblich zur Arbeit gehen wollen, bittet uns die Mutter tränenüberströmt, wir möchten heute zu Hause bleiben. Im Traum habe sie Schreckliches geschaut und gehört. Es habe im Berg furchtbar gedonnert, und wir seien tot herausgetragen worden. Wir können die Mutter kaum beruhigen und machen uns endlich ein wenig bedrückt von ihr los und eilen zur Arbeit.

Der Vater bleibt auf dem ganzen Weg ernst und schweigsam. Er wird aber noch ernster, als uns ein Weib begegnet, das überall als wunderbar und halb verrückt galt, und das uns unter gellendem Lachen und schauerlichen Grimassen ein Mal ums andere entgegenschreit: „Ha, ha, ha, der Berg stürzt ein! Polter! Wetter! Donner! Der Berg stürzt ein! Der Berg stürzt ein!“

Der Vater ist still zum Obersteiger gegangen und hat ihm von der Borahnung der Mutter und von dem graufigen Lied des wunderlichen Weibes erzählt. Der Obersteiger, ein braver und gewissenhafter Mann, hat die Kumpels zurückgehalten. Er hat die Grube erst auf ihre Sicherheit untersuchen lassen. Diese Prüfung fiel völlig beruhigend aus. Nun hindert uns nichts mehr daran, mit

einem fröhlichen „Glück auf“ in den Berg einzufahren. Aber dann ist das Unglück doch hereingebrochen. Der Vater und wir drei Jüngens haben am weitesten vorne in dem Stollen gearbeitet. Da kam auf einmal aus dem Innern der Erde ein entsetzliches Donnern, und der Berg vor uns stürzte ein. Wir waren lebendig begraben. Es waren furchtbare Stunden dort unten. Als erster starb der Vater. In seinen Fieberphantasien schaute er vor seinem Ende wunderbare himmlische Dinge und feierte mit der Mutter ein Wiedersehen am kristallinen Strom. Für alle hat er noch einmal — schon im Halbschlummer — gebetet. Es traf mich mitten ins Herz, als ich dran kam und der Vater fast beschwörend zum Herrn flehte:

„Und meinen Kleinen, meinen Hendrich, der noch so entfernt ist von Dir, lieber Heiland, oh, den reiße Du wie einen Brand aus dem Feuer! Das mußt Du mir zuliebe tun, mein Herr und mein Heiland!“

Ich habe damals gelobt: Herr, mein Gott, komme ich hier noch einmal heraus, dann soll mein Leben Dir gehören, so wie das Leben meines Vaters und meiner Brüder. Die Brüder sind dann auch gestorben. Mich aber hat nach fünf Tagen und vier Stunden die Rettungsmannschaft aus meinem furchtbaren Gefängnis befreit. Ich fiel meinen Rettern, ohnmächtig werdend, in die Arme.

Als ich wieder erwachte, saß die Mutter an meinem Bett, hielt meine Hand und lobte Gott unter Thränen. Ich konnte mich auf nichts mehr besinnen, was geschehen war, bis Blockenschläge durchs Fenster drangen und mir die Mutter auf meine Frage, warum man läute, unter bitterlichem Schluchzen antwortete: „Die Glocken läuten

über dem offenen Grab Deines Vaters und Deiner Brüder. Du bist der einzige, der in dem furchtbaren Unglück mir erhalten blieb.“ — Ich habe mein Versprechen wahrgemacht und den Pfad Gottes beschritten. Ich habe versucht, der Mutter ein fürsorglicher und dankbarer Sohn zu sein, und wir sind gemeinsam auf dem Wege des Lebens gegangen. Die Mutter ist aber nur noch zwei Jahre bei mir geblieben, dann starb sie an dem Herzleiden, das ihr seit jenem schweren Erleben zu schaffen machte. Ich aber bin das ganze Leben hindurch dem Bergmannsberuf weiter nachgegangen. Meist bin ich einsam gewesen. Zwar hab ich mir ein Weib genommen, aber es starb schon bald bei der Geburt des ersten Kindes und das Kindlein mit. Jetzt bin ich alt geworden und freue mich auf den Tag, an dem ich am Throne Gottes all die Meinen wiedersehen darf. Nun kennen Sie das Geheimnis des Spruches in meinem Hause. Gott hat mich wie einen Brand aus dem Feuer gerettet. Dafür will ich ihm ewig dankbar sein.“

Wenn auf der ganzen Reise nach Mülheim die drei Wülfrather nichts anderes erlebt hätten als das Erzählstündchen bei dem alten Bergmann, der Weg hätte sich schon gelohnt. Dem jungen Otto hat sich die Geschichte unverlierbar eingeprägt, und Gott hat sie später immer wieder in seinem Herzen lebendig gemacht.

So interessant ging's natürlich nicht immer zu. Aber langweilig konnte es bei einer Mutter, die so prachtvoll erzählen und so herrlich erleben konnte, niemals sein. Gelegentlich kam auf solchen Fahrten die langsam aussterbende Postkutschenromantik noch zu Ehren. Einmal saßen die Mutter und Otto mit einer Reihe von Juden in einer Postkutsche zusammen. Die Leute rauchten einen scheuß-

lichen Tabak, der die Luft fast unerträglich verpestete. Wenn Mutter Funcke auf ihrem guten Postwagenrecht bestanden hätte, dann hätten die Mitfahrenden das Rauchen sofort einstellen müssen. Sie schloß aber mit den Juden einen Vertrag. Dieser Vertrag gewährte ihnen das Recht, nach Herzenslust weiterzuqualmen. Er legte ihnen aber auch eine Pflicht auf, und die bestand darin, geduldig das Zeugnis vom Messias Jesus anzuhören. Die Juden haben das auch wirklich getan, und Mutter Funcke hat die Chance der Judenpredigt wacker ausgenützt.

Als Schüler und Gymnasiast.

Oh, es war herrlich zu reisen, doppelt herrlich in der Gesellschaft der Mutter. Aber eines Tages trat der Otto eine Reise an, die ihn nicht nur für einige Tage, sondern für lange, lange Zeit aus dem Elternhaus führte. Und das war die Reise nach Gütersloh, auf das damals im ersten Aufblühen begriffene christliche Gymnasium. Otto Funcke hatte sich nämlich, allen Schwarzsehereien zum Troß, aus dem Stadium der Kränklichkeit und Schwächlichkeit allmählich herausentwickelt und diese Erde immer noch nicht verlassen, obwohl ihm das oft genug geweissagt worden war. Er fing entschieden an, stärker und kräftiger zu werden. Es mußte tatsächlich daran gedacht werden, für ihn, der bisher immer nur mit Unterbrechungen die Schulbank drücken konnte, eine ordentliche Schule ausfindig zu machen, damit er etwas Tüchtiges lerne und einmal Arzt und Nachfolger seines Vaters in Wülfrath werden könne. Und die Wahl des sorgsam sich umsehenden Vaters fiel eben auf Gütersloh.

An jenem Oktobertag des Jahres 1851, als Otto Funcke, zwischen Vater und Mutter schreitend, das Elternhaus verließ, war er 15½ Jahre alt. Fortan würde er bloß noch zu Besuchen ins Elternhaus zurückkehren. Da nimmt es nicht wunder, daß Ottos hoffnungsfrohem Drang, zum Lernen in die Welt hinauszueilen, allerlei Wehmut beigemischt war. Es war ein regnerischer Morgen, als die drei durch die leeren Straßen von Wülfrath gingen. Das schauerliche Regenwetter war nicht dazu angetan, die Stimmung zu heben. Aber doch wurden die drei Reisenden bald fröhlich, und diese Freude konnte nicht einmal mehr getrübt werden, als sie auf der Station Aprath dem gerade enteilenden Zuge — wie schon so oft — nachsehen mußten.

Der Grund aber der fröhlichen Stimmung war ein Regenbogen, der ganz plötzlich, nachdem ein Windstoß die Wolken fortgerissen hatte, direkt über dem Heimort Wülfrath stand. Für die Mutter, die ja alles Irdische im Himmelslicht sah, war die Sache völlig klar. Dieser Regenbogen war kein gewöhnlicher Regenbogen, sondern ein Zeichen des Gedenkens Gottes für ihren Jungen. Sie sagte zu ihrem in dieser weihvollen Stunde für den mütterlichen Zuspruch besonders aufgeschlossenen Jungen:

„Schau, was der liebe Gott dir da für eine Predigt hält, mein liebes, liebes Kind. Jetzt, da du das Elternhaus verlässest, sagt er dir mit dieser leuchtenden Himmelschrift: Was auch kommen mag und kommen wird, meine Gnade soll nicht von dir weichen.“

Lassen wir Funcke noch weitererzählen:

„Ich fiel der Mutter um den Hals. Ein beseligender, heiliger Mut kam über mich. Ich wurde durchströmt von dem einen Gedanken: Bleib deinem Gott nur treu, und alles, alles wird herrlich

enden. Vorwärts an Gottes Hand! Auch mein Vater war tiefbewegt. Er sagte nichts, aber ich sah wohl, wie er sich abwandte, um heimlich eine Träne aus dem Auge zu wischen.“

Der Anfang in Bütersloh war nicht leicht. Aber für das Einleben war es eine große Hilfe, daß in jenen Anfangszeiten des Bütersloher Gymnasiums die einzelnen Klassen so übersichtlich klein waren. Es sah fast wie ein größerer Familienkreis aus, wenn die Schar der acht Quartaner, von denen einer unser Otto Funcke war, um ihren väterlichen Klassenlehrer saß. Es herrschte eine gute Kameradschaft unter den Schülern. Den Otto, dem die heitere und poesievolle Art der Mutter zugefallen war, hatten sie alle gern. Wie freute der Junge sich, daß sich seine Gesundheit immer mehr festigte und daß er, ohne ein „Überflieger“ zu sein, in den einzelnen Fächern gut vorankam. Vor allen Dingen in der Geschichte und Literatur und im lateinischen und deutschen Aufsatz ließ er sich von niemandem etwas vormachen. Mathematik und Physik lockte ihn weniger.

Aber vergaß Otto auch nicht die Predigt des Regenbogens? Blieb er der Gnade Gottes froh und gewiß? Schritt er tapfer mit seinem Heiland vorwärts? Es kamen in Bütersloh Zeiten, wo Otto Funcke seinem Gott sehr fern rückte. Dann gab es auch wieder Stunden, in denen Gott mächtig zu ihm redete.

Unvergeßlich ist dem Otto jener Tag geblieben, an dem Johann Hinrich Wichern, der Vater der Inneren Mission, im Bütersloher Gymnasium die Morgenandacht hielt. Die Rede Wicherns fuhr ihm tief ins Bewußtsein. Der Heiland wurde als der ausgemalt, in dem alle Schönheit Himmels und der Erden beschlossen ist. Und dieser Schönste unter den Menschenkindern hat sich im Dienst seiner armen Brüder auf Erden aufgeopfert und

das Kreuz erwählt. Lassen wir Otto Funcke selber berichten, was für zündende Worte Wichern den Schülern zurief:

„An die Balken dieses Kreuzes — hierbei berührte er mit seinen Fingern leise und ehrfurchtsvoll ein Kreuzifix, das vor ihm stand — an die Balken dieses Kreuzes müßt ihr, durch des Kreuzes Kraft, eure Jugendsünden nageln, — alles Gemeine, alles Unreine, alle Selbstsucht, alles müßt Ihr dem König des Lichts zum Opfer bringen, was der Finsternis und dem Tode angehört. Schwöret den Tod allen geheimen Sünden, ergreift die Hand Jesu, des Lichtkönigs, und ihr werdet Menschen sein, in deren Herzen und auf deren Lippen Sang und Klang nimmermehr erstirbt. Die Sünde macht Euch kalt, finster, stumm, traurig. Wohnt aber Jesus in euch, so wachet auf Begeisterung und Freude, Jugendlust und Liederlust, ohne Ziel und Ende. Im Namen meines Königs Jesus Christus werde ich Euch Jünglinge zu seinen Reichsgenossen, werde ich Euch zu Streitern in dem heiligen Krieg.“

Und er hatte uns geworben. Er hatte mich wenigstens geworben in jener Stunde. Wenn es auch noch durch manche Schwankungen, Wirrnisse und Finsternisse hindurchging, wenn es auch noch längst nicht zum vollen und ganzen Christwerden kam — dennoch fand ich in dem alten Sein und Weg keine bleibende Ruhe mehr. O Dank, tausend Dank dem Manne, der in jener Zeit, ohne es zu ahnen, heiliges Feuer in mein Herz hineinwarf! Was Wichern damals zu uns sagte, das war groß und gewaltig, aber es war mir nicht eigentlich neu. Rein, nicht das, was er sagte, sondern das wie, — der Geist, der in den Worten flammte, die Persönlichkeit, die dahinterstand, — das schlug durch. Und als der herrliche Mann nachher, wie ein Jüngling frisch, mit uns sang und musizierte, als er uns dann sagte, daß in der Liebe zu Jesu und in dem Kampf gegen die Sünde aller Freuden und also auch aller Lieder und Harmonien Quelle sei, — durchzuckte es mich blitzartig, daß in dem Christwerden alle unsere Ideale erfüllt seien, ich empfand es angesichts dieses begeisterten Mannes unmittelbar, daß ein Kind Gottes sein auch heißt, ein glücklicher, friederreicher, für die Welt nützlicher Mensch sein, ein Mensch voll Begeisterung, Sang und Klang, ein Mensch voll Liebe, Dienelust und Tatkraft.“

Bisher hatte ich gedacht, das Christentum sei gut, eine zukünftige Seligkeit zu gewinnen. Jetzt aber leuchtete mir auf, daß alles Licht und Glück der Gegenwart darin beschlossen sei. Ich ahnte es, daß all die großen Worte, die ein Menschenherz mit Sehnsucht erfüllen: Friede, Freude, Freiheit, Liebe, Mitleiden, Barmherzigkeit, Unschuld, Reinheit, Wahrheit, Schönheit, — daß sie alle in Jesu ihre Vollendung und Fülle gewonnen hätten, daß sie in Ihm leibhaftig verkörpert seien, — daß alle diese großen Sachen, die wir mit einem Wort „Leben“ nennen, durch Ihn und durch Ihn allein uns Menschen mitgeteilt würden. Kurzum, das Ideal, das mein Herz suchte, es tauchte mir auf, ob auch noch unklar und verschwommen, in der Gestalt Jesu Christi.“

Christus hatte kräftig um das Herz des jungen Otto Funcke zu werben begonnen. Aber auch die bösen Mächte machten sich auf. Und sie haben sein Leben in gefährliche Krisen und an schreckliche Abgründe geführt. Eine Gesellschaft von jungen, leichtsinnigen Abligen, die Ottos gesellige und poetische Talente kannten, warben ihn an. Er brauchte nur den Witz und die Poesie zu stellen. Für das Geld und das Bier und was sonst zur Geselligkeit noch nötig war, kamen die reichen Herrlein gerne auf. Und ehe Otto sich versah, war er mitten in einem wüsten Treiben drin. Ode und leer wurde es in seiner Seele. Das Beten hörte fast auf, die Bibel blieb ungenützt liegen. Auf das Nachhausekommen und das Wiedersehen mit der Mutter freute er sich gar nicht mehr. In seinen guten Stunden ekelte ihn das ganze angeberhafte Treiben gründlich an. Er wußte genau, daß er den besseren Teil seines Wesens schändlich verriet.

Aber Gottes Gnade riß ihn noch rechtzeitig vom Abgrund zurück. Eines Tages rückten die Kumpane, die mit Zoten nie sparsam umgegangen waren, dem Otto mit einer ganz scheußlichen, unsittlichen Zumutung auf den Leib. Da durchzuckte es den wie ein Blitz: „Du verkommst bei

dieser Bande an Leib und Seele, jetzt aber heraus aus ihren Schlingen!“ Zornsprühend warf er der Gesellschaft die Gemeinheit ihres Treibens vor und verließ den Kreis für immer. Damit war ein Sieg gewonnen, der sich herrlich auswirkte. Die kommenden Kämpfe wurden durch diesen Sieg leichter. Es war gut, daß die Sünde in der ganz massiven und schändlichen Gestalt des Lasters sich ihm genahet hatte. Da gingen ihm die Augen auf. Die Sünde in den feineren Formen der Verführung hatte er lange zum Schaden seines inneren Menschen übersehen.

Und nun gehen wir wieder einmal mit Otto Funcke auf Reisen. Es handelt sich um eine Reise, die drei junge, hoffnungsvolle Primaner von Gütersloh nach Bremen geführt hat. An einem Pfingstsamstag zogen die wanderfrohen Gesellen in die alte Hansestadt ein. Mit keinem Gedanken ahnte Otto Funcke damals, daß sein Fuß die Stadt betreten hatte, in der er später 36 Jahre lang die Hauptarbeit seines Lebens tun sollte. Der bedeutungsvolle Höhepunkt der ganzen Reise, die an frohem und jugendlich unbekümmertem Erleben reich war, war für Otto der Pfingstgottesdienst in der Kirche St. Stephani, in dem der geisteskräftige Pastor Mallet predigte.

Diese Predigt hatte auf Otto Funcke eine ähnlich hinreißende Wirkung wie seinerzeit die Morgenandacht Wicherns im Gütersloher Gymnasium. Am besten lassen wir ihn aus dieser Stunde heiliger Erschütterung und eines erneuten Anknüpfens Gottes wieder selber erzählen:

„Diese heilige, unwiderstehliche Begeisterung, diese flammende Beredsamkeit, in der auch der Humor, ja die Ironie ihre Stelle fanden, verbunden mit der höchsten Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrhaftigkeit, — dies alles wirkte zusammen. Und dann ein unaussprechbares Etwas, das Geheimnis jeder großen Persönlichkeit.

Ein heiliges Beben ging durch die Versammlung. Ein heiliges Beben und Anbeten ging durch mein junges Herz. Noch nie vorher hatte ich einer Predigt von Anfang bis zu Ende folgen können. Mallet dagegen hätte doppelt so lange reden dürfen und ich wäre doch nicht abgeschweift.

Ich war in jener Zeit von sehr weltlichen Strömungen hin und her bewegt. Nach dieser Predigt sagte ich mir erschüttert: Der Mann hat recht, und wenn er recht hat, dann hast du unrecht. Dieser Mann, der mit einem Schlage mein Ideal wurde, war offenbar das, was er war, durch den Glauben. Ich ahnte in jener Stunde, daß das Evangelium, wie nichts anderes, alle unsre Ideale erfüllen könne. In meiner Jugend voll Krankheit hatte ich das Christentum durch meine Mutter kennengelernt als die milde Trostesmacht, als die Zuflucht der Elenden und Armen. Jetzt war der Jüngling in mir erwacht. Eine unendliche Sehnsucht, alles, was ideal, schön und groß war in der Welt, in mich aufzusaugen, erfüllte mich. — Meine Freunde und ich waren bis dahin der Meinung, daß das Christentum diese Sehnsucht nicht befriedigen könne. Und nun kam dieser Mallet und behauptete das Gegenteil. Ja, seine ganze Persönlichkeit bewies das Gegenteil.“

Nach dieser Predigt sagte Otto Funcke feuchten Auges und mit zitternder Stimme seinen erschrockenen Freunden:

„Hört Jungens, wenn das Christentum ist, was uns der Pastor gepredigt hat, dann will ich auch ein rechter Christ werden, ja, dann werde ich wohl noch Theologe.“

Die Freunde, die Ottos Erschütterung nicht miterlebt hatten, schwiegen verständnislos. War es nicht ausgemachte Sache, daß ihr Freund Arzt werden würde? — Mutter Funcke und du, „alter Wagner“, werdet ihr mit eurer festen Hoffnung, daß der Otto einmal das Evangelium predigen wird, am Ende doch recht behalten?

Ist die Wirkung von Mallets Pfingstpredigt auch im Gütersloher Schul-Alltag kräftig geblieben? Oh, der Otto war noch lange kein entschiedener Christ. Immer wieder wird das neu aufgetauchte Ziel der Jesusnachfolge

verdunkelt. Immer wieder entflammt das Herz für die rein weltlichen Ideale der Poesie, der Schönheit, der Romantik. Aber ganz verklungen ist das Bremer Erlebnis nicht mehr. Eine leise innere Stimme mahnte immer wieder: „Nur bei Jesus findest Du den Frieden, den Du im tiefsten Herzen suchst.“ Diese selbe innere Stimme rückte auch immer wieder die Theologie in Ottos Blickfeld, indem sie aufforderte und verhieß:

„Geh in die Theologie hinein. Indem Du arbeitest im Dienst Jesu, wirst Du Ihn erkennen als Deines Herzens Trost und Theil.“

Bald kam ein äußeres Ereignis hinzu, das die sich langsam anbahnende innere Hinkehr zur Theologie kräftig förderte. Als Otto in den Osterferien des Jahres 1856 dem Vater bei einer Amputation kleine Helferdienste tun sollte, fiel er in Ohnmacht, verletzte sich beim Fallen gehörig und mußte für einige Zeit ins Bett. Da war's mit einem Schlag klar, daß ein Junge mit so zarten Nerven kein Arzt werden konnte. Die Mutter sah natürlich in dieser Ohnmacht das Walten der Hand Gottes und war zuversichtlicher als je, daß ihr Junge zum Prediger des Evangeliums berufen sei. Dem kam es selber immer mehr so vor, daß sein Weg in die Theologie führe. Und wir sehen ihn dann auch tatsächlich nach bestandnem Abiturientenexamen als flotten Studenten nach Halle ausfliegen, um dort dem Studium der Gottesgelahrtheit obzuliegen.

Die Anfänge in der Theologie.

Mit der Theologie wollte es zunächst nur schlecht vorgehen. Otto geriet in ein nicht gemeines, aber doch recht oberflächliches Treiben hinein. Er tat bei studentischen

sehen Belagen wacker mit, obwohl man ihn nicht eigentlich der Unmäßigkeit bezichtigen konnte. Er suchte sich auch keine groben und wüsten Gesellen als Umgang aus. Aber jedenfalls genoß das junge Studentlein recht seine Freiheit und verfiel einem gefallsüchtigen Wesen. Ein äußeres Zeichen davon war der sorgsam gepflegte, zierliche schwarze Schnurrbart.

Aber sollten denn wirklich die in der Seele des jungen Studenten doch vorhandenen guten Keime aufs neue zu kränkeln und zu verdorren anfangen? War denn da nicht in Halle der bekannte Professor *Zholuck*, ein origineller Gottesmann und ein väterlicher Freund und Seelsorger vieler Studenten? Hätte der dem Studenten *Otto Funcke* nicht innerlich helfen können? *Funcke* war *Zholuck* sehr empfohlen worden, und der berühmte Professor interessierte sich auch eine Zeitlang lebhaft für den jungen Mann. Doch ein Vertrauensverhältnis zwischen den beiden entstand leider nicht. *Zholuck* gewöhnte sich besorgt und mißtrauisch daran, von *Funcke* als dem „wildem *Funcke*“ zu sprechen.

Doch hier irrte der Professor. Der zuzeiten ausgelassene und schneidige *Studiosus* — das war nicht der ganze und der eigentliche *Funcke*. Das Beste, was ein Menschenherz finden kann, fehlte dem Studenten: er hatte keinen Frieden. Während er nach außen hin laut und lustig auftrat, wurde seine Seele immer unruhiger und zerrissener. Nein, das sah und ahnte *Zholuck* nicht, wieviel Schrei nach Gott, wieviel heiße Sehnsucht nach Frieden den „wildem *Funcke*“ umtrieb. Der verhüllte geschickt die Kämpfe und Nöte drinnen im Herzen.

Einem solchen unklaren jungen Mann mußte es gewaltig schaden, daß er sich auf die Bücher des geistvollen,

aber ungläubigen David Friedrich Strauß stürzte, dessen „Leben Jesu, kritisch beleuchtet“ gerade damals die Gemüter überall erregte. Die ätzende Lauge der Strauß'schen Kritik zerstörte manchem Studenten den Kinderglauben. Viele wandten der Theologie den Rücken. In aller Heimlichkeit verschlang Otto das Gift. Während er es tat, ahnte er instinktiv: Ich gehe mit Gift um, und wenn der Inhalt dieser Bücher in mich eingeht, dann ade Theologie!

Aber für den jungen Studenten war die wichtige Frage „Theologe oder Nichttheologe“ nicht die letzte, die entscheidende Frage. Hinter ihr verbarg sich die andere, die unendlich wichtigere: „Gottes Kind oder Ungläubiger?“ Wenn der Student sich an diese Frage heranmachte, dann tauchten vor seinem geistigen Auge all die Leute auf, die als frohe Gotteskinder durch sein Kinderland geschritten waren, die Mutter, der alte Wagner, der schwäbische Stundenmann, der Großvater Neumann und manche andere. Und dann empfand er wieder etwas von der Realität Gottes und Jesu Christi und von der Macht und Klarheit der im Glauben lebenden Menschen. Ach, es war ein unseliges Hin und Her, ein Leben im Strudel des Zweifels, ein Treiben voller Oberflächlichkeit. Hinter der lachenden Maske weinte das Herz.

Nach dem zweiten Semester gab es eine überaus traurige Heimkehr nach Wülfrath. Aber der Student war nicht nur im Herzen traurig, er war auch am Leibe krank, richtig krank. Und dieses Kranksein war nicht nur durch die schlechte Luft in Halle bedingt, daran war vor allen Dingen die innere Qual schuld. O, diese innere Qual! Aus ihr heraus kam der erregte Satz, der erste, mit dem Otto die erschreckende Mutter überfiel: „Mit der Theo-

logie ist's vorbei!" Die Mutter wurde fast ohnmächtig. Der Vater nahm diese Aussage weniger tragisch. Er packte seinen Otto erst einmal ins Bett. Und darin mußte er wochenlang bleiben; denn ein tückisches Nervenfieber brach aus. In dieser Zeit dämmerte sein Geist dahin und wurde nur gelegentlich von klaren Erkenntnissen wie von Blitzstrahlen erhellt. Der wichtigste unmittelbare Eindruck, der in den Wochen der Krankheit sich dem Studenten tief im Herzensgrunde einprägte, war dieser: Es gibt gewiß und wahrhaftig eine Welt der Ewigkeit, sie ist das Wirklichste von allem Wirklichen, und das irdische Leben hängt mit dieser Ewigkeitswelt zusammen wie die Saat mit der Ernte.

Noch eine zweite Sache wurde in den Krankheitswochen für Otto Funcke bedeutsam. Die Mutter hatte alle ihre pietistischen Freunde zur Fürbitte für ihren Jungen aufgerufen. Gelegentlich sagte sie ihm: Da und dort betet man viel für dich. Dann lächelte der Student nicht aufgeklärt und erhaben, sondern dann durchdrang es ihn: Die Leute tun etwas ungemein Reales, in ihrem Gebet tritt eine Großmacht auf den Plan, die bis an den Himmel reicht, und an der Kritik eines Strauß, eines Hegel und ihrer Genossen zerschellt.

Otto genas. Gott hatte zu ihm geredet. Das kräftige Überzeugtwerden von der Realität der Ewigkeitswelt war wohl ein großer Fortschritt, aber noch lange nicht der kindliche Glaube an den Heiland Jesus Christus. David Strauß hatte in seinen Büchern die Person und das Bild Jesu Christi greulich zerpflückt, und die zersezende Nach-

wirkung dieser Kritik verwehrte dem jungen Studenten immer noch das unbefangene, kindlich gläubige Verhältnis zu Jesus, ja er ging der Gestalt Jesu geflistentlich aus dem Wege. Daß er zur Theologie zurückkehren würde, blieb lange zweifelhaft. Schließlich setzte sich der Rat der Mutter durch. Sie sagte: „Otto, versuch's noch einmal mit der Theologie! Geh für ein Semester nach Tübingen und höre dort den Professor Johann Tobias Beck! Wenn Du dort auch keine größere Lust zur Theologie kriegst, dann häng sie in Gottes Namen an den Nagel.“ Otto ist nach einigem Zögern dem Vorschlag der Mutter gefolgt, und es hat ihn nicht gereut.

Vorlaufende und errettende Gnade.

Wer dem Lebenslauf des jungen Otto Funcke bisher wirklich innerlich gefolgt ist, steht unter dem Eindruck: bei diesem jungen Menschen hat Gott ein Werk angefangen, und in allen Abirrungen, Gefährdungen und Zweifeln hat die Gnade dies junge Leben in der Pflege behalten. Dürfen wir daraus nicht den zuversichtlichen Schluß ziehen, daß Gott mit dem Otto Funcke noch ganz ans Ziel kommen und daß der Herr Jesus Christus ihn in seine Gefolgschaft berufen wird?

Diese entscheidende Lebensbegegnung mit Jesus ist in Tübingen geschehen, und Gottes Werkzeug dabei war der originelle Theologieprofessor J o h a n n T o b i a s B e c k . Der fragte gleich bei der ersten Vorstellung den Studenten Funcke, was er denn in Tübingen und in seinen — Beck's — Vorlesungen wolle. „I c h s u c h e n a c h W a h r h e i t“, war die Antwort. Darauf Beck: „Dann

suchen Sie etwas Großes. Wenn Sie die Wahrheit aber in rechter Weise suchen,

dann müssen Sie nicht nur die Wahrheit besitzen wollen, sondern Sie müssen wollen, daß die Wahrheit Ihr Herz und Ihren Willen gänzlich in Besitz nimmt. Darum sagt unser Herr Jesus Christus: So jemand will des Willen tun... Sie wissen doch, wie's weitergeht?!"

Funcke konnte vor innerer Bewegung nichts antworten. Da legte ihm Beck väterlich und fast segnend die Hand auf den Kopf und sagte:

„Gott wolle Sie stärken, daß Sie wirklich wollen.“

Gleich am Nachmittag desselben Tages durfte Funcke mit Beck einen Spaziergang machen hinauf zur berühmten Wurlinger Kapelle. Dieser Gang wurde ein Weg ins Heiligtum. Otto Funcke soll selber das Wort haben:

„Beck fragte mich, warum ich nicht in Halle geblieben sei. Ich erwiderte, daß mir, unter anderem, die konfessionellen Streitigkeiten so widernünftig gewesen seien und ganz das Herz verwirrt hätten. Er seufzte tief und schwieg lange. Dann sprach er: Im Reich Gottes ist Frieden überall. Das Streiten kommt daher, daß man kein Vertrauen zum Sieg der Wahrheit hat. Da will man ihr dann durchhelfen und Stützen machen. Die Apostel haben die Wahrheit angeboten, aber nicht darüber disputiert... Das Evangelium richtet sich an den inwendigen Geistesinn und an das Gewissen; da beglaubigt es sich, wenn man ihm Raum geben will. Bekümmern Sie sich einmal um die ganze Welt und ihren Spektakel ganz und gar nicht. Lassen Sie auch einmal fürs erste alle kirchlichen Lehrauffassungen und Traditionen da stehen, wo sie sind, und werden Sie ein stiller, demütiger Schüler des Wortes Gottes.“

Ich meinte, der Ehrlichkeit wegen bemerken zu müssen, daß ich auch in den biblischen Urkunden vieles fände, was mir starke Zweifel verursache. Beck antwortete so ruhig, als wenn das gar nichts wäre: „Lieber Funcke, haben Sie denn auch schon Ihre Zweifel bezweifelt? Tun Sie das einmal ernstlich! Segen

Sie ein energisches Fragezeichen hinter jedes Fragezeichen, das Ihre kritische Vernunft macht! Ubrigens lassen Sie fürs erste auf sich beruhen, was Sie noch nicht tragen können. Auch die Apostel des Herrn konnten zunächst nicht alles tragen. Halten Sie sich an das, was Sie zu fassen vermögen und was Sie faßt. Es wird genug kommen, was Ihnen unmittelbar als göttliche Wahrheit in die Seele hineinleuchtet. Daran halten Sie sich, das verarbeiten Sie und betätigen es nach bester Kraft im alltäglichen Leben. Das, was Ihnen anstößig oder fremdartig ist, stellen Sie für spätere Prüfung zurück. Also nicht, daß Sie es im stolzen Mut verwerfen, aber auch nicht, daß Sie sich quälen zu glauben, was Sie doch in Wahrheit nicht glauben können. Beugen Sie sich nur unter die erkante Wahrheit in einfaltsvollem Gehorsam. Ja, Gehorsam, mein junger Freund, das ist die Sache. Und wenn sich dann erst innerlich das Wort Gottes als Kraft erweist, so sinken die Zweifel von selber dahin, wie die alten dürren Blätter jetzt da von den Eichen fallen, weil der Saft im Stamme treibt.' Über mich kam es wie Hoffnung und Kraft. Ich fühlte unmittelbar, daß der Mann recht hatte. Es war alles so schlicht, so ungekünstelt; nichts machte den Eindruck des Beabsichtigten, Geistreichsein-wollenden. Und doch war in allem Geist und Wahrheit. Und ich merkte, daß diese gewaltige Persönlichkeit das, was sie war, einzig und allein dadurch geworden war, daß sie sich völlig dem göttlichen Heilswort unterworfen hatte.

Nach einer langen Pause sagte ich: ‚Herr Professor, ich möchte so gerne Frieden haben.‘ Und damit hatte ich in der That mein ganzes Herz offenbart. Beck blieb stehen, schaute mir tief ins nasse Auge und sagte mit feierlichem Ernst: ‚Sie werden den Frieden finden. Aber Frieden finden heißt nicht, Ruhe fürs Fleisch haben. Wer die will, der will nicht ehrlich den Frieden. In dieser Zeit gibt's keinen Frieden ohne stetige Selbstverleugnung und täglichen Kampf.‘

Als Otto Funcke von diesem Spaziergang mit dem verehrten Lehrer heimkam, da hat er die Tür zu seiner Studentenbude abgeschlossen, ist auf die Knie gesunken und hat lange, lange mit dem himmlischen Vater geredet. Während dieses Redens wurde er immer gewisser, daß

Gott ihm nahe war und sein Rufen nach Frieden erhörte. Und da ist dann leise ein neuer Lebenstag für Otto Funcke angebrochen. Die Mutter hat bald aus den Briefen ihres Jungen herausgemerkt, daß in seinem Leben etwas neu geworden war, und ihr Herz hat gejubelt. Daß er den Frieden Gottes ins Herz bekam, das war Otto Funckes größtes Erlebnis im Schwabenland. Nun konnte er sich all den anderen Erlebnissen, den frohen Wanderfahrten durchs Schwabenland, der Gemeinschaft mit seinen studentischen Freunden und mancherlei pietistischen Originalen viel unbeschwerter hingeben.

Eine besonders wichtige Sache brachte der schwäbische Aufenthalt noch: Otto Funckes erste Predigt. Aus allerlei Gründen war unser Studiosus eine Zeitlang vor den Gefahren und der Verantwortung des geistlichen Amtes so erschrocken, daß er sich ernstlich und ängstlich fragte, ob er überhaupt dafür taue. Es hat ja schon der alte Kirchenvater Chrysostomos gesagt, daß nur wenige Priester selig würden. Auch Beck konnte sehr ernst von den Gefahren des Pfarramtes sprechen.

In dieser quälenden Ungewißheit bat Funcke Gott um ein Zeichen. Ein Freund hatte ihm gesagt, daß Predigen etwas Herrliches sei. Bei ihm sei jedenfalls die Freude daran immer mehr gewachsen. Otto solle auch einmal predigen, und dann würde gewiß überm Predigen die rechte Entscheidung fallen. Diese Erklärung und dieser Vorschlag leuchteten dem Beunruhigten durchaus ein. Es war auch bald in der Nähe Tübingens ein alter Pfarrer gefunden, der seinen Himmelfahrtsgottesdienst gerne an den Studenten Otto Funcke abtrat.

Tatsächlich, das Experiment glückte. Den Weg auf den niedrigsten und doch zugleich schwersten aller Berge, den

Kanzelberg, mußte sich der Studiosus zwar mühsam unter Beben und Herzklopfen erkämpfen. Als er dann aber oben stand, war alle Furcht dahin. Von dem Stottern, unter dem Otto Funcke bis dahin manchmal gelitten hatte, war nichts zu merken. Es sah gerade so aus, als ob ein alter Praktikus am Werk sei. Nach der Predigt bezichtigte der alte weißhaarige Pfarrer, der in der Sakristei zugehört hatte, den jungen Anfänger schlankweg des Betruges. Funcke hatte nämlich vorher dem alten Herrn gestanden, daß dies seine erste Predigt sei, und daß er ihr mit Zittern und Zagen entgegensehe. Aber das wollte der Pfarrer einfach nicht glauben. Er beharrte darauf, so ruhig und sicher könne kein Mensch seine erste Predigt halten. Es kostete Mühe, ihn eines Besseren zu belehren. Otto Funcke aber war mit einem Schlage aus allen Ängsten und Zweifeln herausgerissen und sah in dem guten Gelingen der Predigt das starke Zeugnis Gottes: Otto Funcke, du taugst zum Predigtamt!

Kandidat Nömmes.

Auf die herrliche Zeit im Schwabenland folgten die beiden letzten Semester an der rheinischen Heimatuniversität Bonn. Dann wurde das erste theologische Examen bestanden, und es winkte eine Reise nach England, wo der treue Professor Tholuck seinem „wildem Funcke“ eine Hauslehrerstelle bei einem Bischof verschafft hatte. Aber die schönen Reisepläne warf der alte Großvater Neumann über den Haufen. Der holte nämlich den frischgebackenen Kandidaten als Hilfsprediger nach Wülfrath. Der Achtzigjährige war zwar selber von der Notwendigkeit eines Hilfspredigers alles andere als überzeugt. Er

meinte, daß er es noch bequem allein schaffe. Da aber die Gemeinde anderer Ansicht war, wollte er nicht unnachgiebig sein. Und so mußte denn Funcke in den etwas sauren Apfel beißen und seines Großvaters Gehilfe in Wülfrath werden.

Diese Hilfspredigerzeit war aber glücklicherweise nur kurz. So zärtlich der alte Pastor seinen Otto als Enkelkind liebte, für den Hilfsprediger Funcke war in seinem Herzen wenig Raum. Er hielt es nicht einmal für nötig, ihn der Gemeinde vorzustellen, als er seine erste Predigt hielt. Ottos diesbezügliche Bitte wies er mit der klassischen Bemerkung ab: „Warum Vorstellung? Wenn du die Kanzel hinaufgeklettert bist, sehen die Leute schon, daß du da bist.“

Dazu kam dann noch das Schicksal des Propheten, der bekanntlich in seinem Vaterlande nicht viel gilt. Wer wollte es darum unserm Otto Funcke verdenken, daß er erleichtert aufatmete, als nach einigen Monaten Großvater Neumann sich plötzlich entschloß, in den Ruhestand zu treten? Den freigewordenen Wülfrather Hilfsprediger aber holte sich bald die reformierte Gemeinde Elberfeld ins gelobte Wuppertal.

Das Wuppertal war damals noch als Brennpunkt des geistlichen Lebens weit und breit bekannt. Die besten Prediger standen auf den Kanzeln. Neben diesen Leuchten spielte ein Kandidat eine klägliche Rolle. Die Elberfelder nannten einen Hilfsprediger geringschätzig „K a n d i d a t N ö m m e s“ (Kandidat Niemand). In den Gottesdiensten der beliebten Pastoren brachen die Bänke fast vor der Überfülle der Hörer, solch ein Kandidat Nömmes aber predigte immer in gähnender Leere. Die Elberfelder Christen meinten nämlich: „Was kann uns solch ein un-

erfahrener junger Mann denn schon bieten?" Oh, sie waren anspruchsvoll und verwöhnt.

Dieses Schicksal der Geringschätzung blieb auch Otto Funcke zunächst nicht erspart. Wenn die Leute auch nur spärlich zu ihm in die Kirche kamen, so nahmen sich doch manche die Freiheit, ihn in seinem Hause aufzusuchen. Sie hielten es nämlich für ihr gutes Recht, dem Herrn Kandidaten ein wenig auf den Zahn zu fühlen, wie es sich mit seinem Gnadenstand und seinen geistlichen Erfahrungen verhielte. Ein Besucher drückte den Grund seines Kommens ganz naiv so aus: „Morje, Herr Kandidat. Ech woal Sie ens beruken.“ (Ich will Sie mal beriechen.) Es kamen allerlei wunderliche und aufdringliche Leute, aber auch solche, vor deren erstaunlicher Bibelfkenntnis und lebendiger Glaubenserfahrung der junge Kandidat nur den Hut ziehen konnte.

Die Stellung des „Kandidaten Nömmes“ änderte sich aber urplötzlich, und er rückte in die Reihe der gern gehörten Kanzelredner auf. An einem Sonntagmorgen trommelte der Küster der reformierten Gemeinde Elberfeld zu einer unmöglich frühen Zeit Funcke aus dem Bett. Er brachte ihm die Schreckenskunde, daß der beliebte Pastor Künzel wegen eines nächtlichen Rheumaanfalls nicht predigen könne und den Kandidaten bäte, für ihn einzuspringen. Dem half alles Sträuben nichts. Es blieb ihm zur Vorbereitung nur wenig Zeit, und mit Angst und Herzklopfen ging er auf die Kanzel. Als die Gemeinde ihn dort oben auftauchen sieht, klappen Hunderte verärgert ihr Gesangbuch zu und verlassen die Kirche. Die aber bleiben, machen verwunderte und immer verwundertere Augen über die kräftige Predigt des Kandidaten. Und am Ende steht einhellig die Meinung der Gottes-

dienstbesucher fest: Alle Achtung, das ist einmal ein Kandidat, den man hören kann! Von dem Tage an hatte Otto Funcke immer eine volle Kirche bis zu seinem Weggang von Elberfeld.

Die Wuppertaler verehrten und verwöhnten ihre beliebten Prediger ganz ungemein. Davon bekam der mit einem Schlag bekanntgewordene Hilfsprediger Funcke nun auch allerlei Proben, so daß die Mutter, seine beste Seelsorgerin, ihn ermahnte, sich ja nicht vom Teufel in den Hochmut hineinlocken zu lassen. Es war schon richtig von dem jungen Mann, daß er bald dem gefährlichen Elberfelder Pflaster entlief und eine schlichte Landpfarrerstelle im nahen Oberbergischen annahm.

Der Bauernpastor.

Holpe im Oberbergischen hieß das Dörflein, in das Otto Funcke am 8. Oktober des Jahres 1862 als Pastor einzog. Dieses weltentlegene Bauerndorf in „Haferspanien“ mit seinem kargen Boden und seiner ärmlichen Bevölkerung stellte schon einen großen Gegensatz dar zu dem reichen und städtischen Elberfeld. Aber Otto Funcke hat sich in den paar Jahren, die er in Holpe weilte, dort wohlgeföhlt, und die Leute haben in Treue an ihm gehangen.

In Holpe geschah zunächst die Ordination zum Pfarramt, zwei Tage nach dem Einzug. Die Gemeinde Holpe gehörte zur sogenannten „Aggersynode“. In der blühte damals noch kräftig der Rationalismus, der trockene Bekenntstglaube. Kein Wunder, daß bei der Ordination wenig Erbauliches passierte und gesprochen wurde. Aus der kurzen Ansprache des Superintendenten blieb dem jungen Amtsbruder vor allem der „tieffinnige“ Satz in Er-

innerung: „Alles, was ich Ihnen sagen könnte, haben Sie sich ohne Zweifel schon selber gesagt.“ Auf Funckes Tätigkeit im pietistischen Wuppertal anspielend, meinte der Herr Superintendent väterlich ermahmend: er habe gehört, Funcke habe zuviel „Wupperwasser“ getrunken. Das müsse er aber in der aufgeklärten Aggersynode schleunigst wieder ausspeien.

Das eigentliche Ereignis des Ordinationstages ist ein Ruß gewesen. Und das kam so: Funcke hatte seine Predigt, bei der die Herren Amtsbrüder mehr als einmal den Kopf geschüttelt hatten, gerade vollendet und war in der Sakristei verschwunden. Da kam ein Mann zur Tür herein, fiel unter Tränen Funcke um den Hals und forderte ihn gleich im brüderlichen Du auf: „Laß uns beide das Netz zusammen ziehen!“ Das Angesicht dieses Mannes kam Funcke geradezu wie eines Engels Angesicht vor. Der Mann hieß auch Engels und war Pastor in N ü m b r e c h t, wo er eine reich gesegnete Tätigkeit ausübte. Der Name von Jakob Gerhard Engels ist bis heute im Oberbergischen und in der Gemeinde Jesu unvergessen. Er ist Otto Funcke in den Jahren seiner oberbergischen Tätigkeit ein trefflicher Freund gewesen. Die beiden Männer haben gute Nachbarschaft gehalten, manchmal einander im Dienst ausgeholfen und oft miteinander die Knie gebeugt.

Bei dem auf die Ordination folgenden reichlichen Mittagsmahl in dem katholischen Wirtshaus des Dorfes bekam der junge Geistliche allerlei sehr wenig geistliche Trinksprüche zu hören, von denen einer so lautete:

„Mit diesem perlenden Roselblümchen trinke ich darauf, daß dem jungen Amtsbruder niemals der Wein im Keller ausgehen möge.“

Es kam fast dem Pläzen einer Bombe gleich, als auf einmal ein ehrwürdiger Bauer auf den frischgebackenen Pastor von Holpe zutrat, ihm tief ins Auge schaute und dann feierlich sagte:

„Lieber Herr Pastor, nur selig, nur selig!“

Eine eisige Stille entstand, die „Stimmung“ war dahin, und die Gesellschaft bröckelte bald auseinander. Funcke aber bewahrte das „Nur selig“ treulich in seinem Herzen.

Wenige Wochen später zog auch eine junge Pfarrfrau in Holpe ein. Sie stammte aus Elberfeld, war noch blutjung und hatte die besten Absichten, ihrem Mann auf dem rauhen Boden „Haferspaniens“ eine rechte Gehilfin zu sein. Aber nur kurz sollte das Glück der jungen Pfarrersleute währen. Mit Feuereifer stürzte sich der neue Pastor in die Gemeinbearbeit. Gott schenkte gleich in der ersten Zeit eine Art Erweckung unter den Leuten. Es kamen viele zu Aussprachen ins Pfarrhaus — oft noch spät in der Nacht. Es wurde viel Schuld und Schande gebeichtet, und es kam bei vielen zu einem frohen Ergreifen der Gnade.

Als diese Bewegung nach einiger Zeit aber etwas abflaute, wurde Funcke ganz traurig und ungeduldig. Dem Stürmischen half ein Bauer zurecht, der ihm seinen Baumhof zeigte und dabei sagte:

„Dieser Baumhof war vor einem Monat wie ein großer strahlender Blumenstrauß, und man konnte auf eine halbe Stunde weit die schneeweißen blühenden Bäume sehen. Nun ist die Schönheit vergangen, und man sieht nichts mehr. Die Blüte ist abgefallen, aber die Frucht hat angesetzt, und die Ernte wird nicht auf sich warten lassen. — So ist's auch mit der Gemeinde. Das, was vor Jahr und Tag geschah, war Blütezeit. Da war viel Humor und Glanz. Jetzt ist's still geworden. Die Frucht setzt an.

Nun heißt es beten, daß der Wurm sie nicht sticht und daß Sturm und Hagel sie nicht herunterreißen.“

Ob es nun die Zeiten der stürmischen Blüte oder der stillen Reife waren, die Leute gingen gerne zu Funcke in die Kirche. Ja, auch aus anderen Gemeinden kamen manche stundenweit gewandert, die mit dem rationalistischen Stroh, das ihre heimischen Pastoren drohschen, nicht mehr zufrieden waren, sondern echtes Brot des Lebens wollten. Und das wurde in der Kirche zu Holpe dargebracht. Funcke nahm es auch mit dem Predigen bitter ernst. Er hat sich für seine Bauern immer so gründlich vorbereitet, als ob er

„vor eitel Fürsten und Konsistorialräten zu predigen hätte.“

Er schrieb seine Predigten sorgfältig auf, hielt sie aber niemals wörtlich. Er soll uns selber ein wenig ins Geheimnis seiner Predigtarbeit hineinschauen lassen:

„Über dem Memorieren, ja auf der Kanzel noch, im Anblick der Gemeinde, kamen mir plötzlich allerlei oft sehr fruchtbare Gedanken, die ich unmöglich abweisen konnte. Dafür mußte denn anderes fallen. Mein Grundsatz war: Es darf auf keinen Fall den Leuten zu lang werden. Langeweilerei ist nirgends so frevelhaft wie in der Kirche, die Hörer müssen eigentlich allemal traurig sein, daß es schon zu Ende ist.“

Weil Otto Funcke immer so fleißig war, ließ Gott ihn auch nicht im Stich, wenn einmal ein Reden aus dem Stegreif nötig wurde. Manche Leute fanden gerade solche unvorbereiteten Ansprachen besonders erbaulich. Aber Funcke hat der Versuchung, sich bei der Vorbereitung gehen zu lassen, immer tapfer widerstanden. Diese Gewissenhaftigkeit ist seiner Predigt sehr zugute gekommen.

Otto Funcke hat zeitlebens die Gabe der Anschaulichkeit gehabt. Er sagt über seine Art zu predigen selber folgendes:

„Ich nahm mir für meine Predigtweise Jesus zum Mu-
 s t e r. Vielleicht wäre es richtiger zu sagen, daß ich durch die reli-
 giöse Natur- und Weltbetrachtung meiner Mutter auf meine
 besondere Art geführt wurde. Jedenfalls wurden für mich alle mög-
 lichen kleinen und großen Vorgänge in der sichtbaren Welt zu
 Gleichnissen von ewigen oder doch von innerlichen Dingen und
 Beseßen. Ein versiegter Quell tat dabei so gute Dienste wie eine
 vom Blitz zerschmetterte Eiche; die Überschrift eines alten Scheu-
 nentores redete ebenso mächtig wie ein Vogel, dem ein Flügel ge-
 lähmt war. Alles, was krecht und fleucht, schwimmt und läuft,
 wurde mein Lehrmeister. — Ich kann durchaus nicht sagen, daß
 meine Leute diese Art zu predigen von vorn here in freudig
 begrüßten. Im Gegenteil, es wurden kräftige Stimmen laut, die
 sagten: Von Eieren und von Wolken, von Blumen und Sternen,
 Wasserfällen und dergleichen braucht unser Pastor nicht zu pre-
 digen; er soll sich an Gottes Wort halten. Aber es währte nicht
 lange, da wurden sie anderer Meinung. Die Gleichnisse und Ge-
 schichten machten ihnen den Kern der Sache nicht nur deutlich, son-
 dern auch unvergänglich. Ja, durch meine Predigten und Bibel-
 stunden wurde den Leuten ihr sonst so einfaches Leben reicher und
 interessanter, indem sie jetzt überall himmlische Fußspuren ent-
 deckten.“

Zwei schlichte Beispiele sollen zeigen, wie solche Predigt-
 weise praktisch ausfah. An einem Gründonnerstag kommt
 der Holper Pastor mit seiner Karfreitagspredigt garnicht
 zu Rande. Er verläßt sein Studierzimmer und macht
 einen Spaziergang durch ein liebliches Waldtal, wobei er
 Gott inständig um seine Hilfe anruft. Plötzlich windet
 sich eine große Natter über den Weg. Instinktiv tritt
 Funcke zu und zertritt ihr den Kopf. Da war mit einem
 Schlag der Text zur Karfreitagspredigt gegeben. Der
 stand 1. Mose 3, V. 15, „im ersten Evangelium“. Der
 findige Pastor band die zertretene Natter an einem sich
 über den Weg neigenden Baumzweig fest. Diesen Weg
 mußten am Karfreitagmorgen viele Kirchgänger be-
 nutzen. Sie sahen die Schlange baumeln und erschrafen

nicht wenig. Auf einem beigefügten Zettel lasen sie: Der Kopf ist ihr zertreten. Da mußte doch jeder einigermaßen Bibelfundige an den Schlangenzertreter von 1. Mose 3, 15 denken. Die Kirchgänger, die die Schlange gesehen hatten, erzählten natürlich voller Aufregung noch vor dem Gottesdienst den andern, was sie erlebt hatten. Als die Predigt begann, war die ganze Gemeinde wundervoll eingestimmt und vorbereitet, die Botschaft von dem zu hören, der am Kreuz von Golgatha dem Drachen, der alten Schlange, dem Teufel und Satanas den Kopf zertreten hat!

Das zweite Beispiel gehört in eine Zeit hinein, in der der Pastor von Holpe an einer großen *E n t m u t i g u n g* litt. Er fürchtete, daß seiner Arbeit keine Kraft mehr innewohne und in der Gemeinde das Leben erstürbe. Da verdorrte ihm ein Rosenstöcklein, an dem sein Herz hing. Er warf es mißmutig auf den Misthaufen. Als er aber nach einigen Wochen „wie zufällig“ an dem weggeworfenen Stöcklein vorübergeht, da sehen seine freudig erstaunten Augen: Das scheinbar so hoffnungslos verwelkte Blümlein hat neue goldgrüne Blättlein getrieben. Nun empfängt es eine um so sorgfältigere Pflege und Liebe seines Besitzers und erfreut ihn bald wieder mit wunderschönen Blüten.

Da sagt sich Otto Funcke:

„Das Rosenstöcklein ist Deine Gemeinde. Sie ist nicht tot, obgleich viel scheinfrommes Geschwätz unter den Leuten ist. Dennoch ist da auch viel verborgenes Leben. Pflege sein, und du wirst sein genießen.“

Am nächsten Sonntag erschien das Rosenstöcklein auf der Kanzel und war vor den Augen der ergriffen lauschenden Gemeinde eine herrlich verständliche Illustration,

als der Pastor von seinen Zweifeln an dem geistlichen Zustand der Gemeinde und zugleich von seiner neu erwachten Gewißheit erzählte, daß in ihr die Lebenskräfte noch lange nicht erstorben seien. Diese Predigt verursachte in der Gemeinde eine tiefe und anhaltende Bewegung.

Die Gemeinde Holpe war damals reich an Originalen. Was gab es da für echte und knorrige Christen, an denen der Pastor seine helle Freude hatte! Der Umgang mit ihnen förderte ihn innerlich sehr. Es fehlten aber auch nicht die seltsamen Heiligen, durch die der Name Gottes mehr verlästert als gepriesen wurde. Da war zum Beispiel ein Bäcker, der wegen der großen Hohlräume in seinen Brötchen berüchtigt war. Der Mann meinte eines Tages, den Pastor belehren zu müssen: „Herr Pastor, Sie müssen der Gnade mehr Raum lassen!“ Aber gerade aus einem solchen Mund hörte sich die Vermahnung denkbar widerlich an. Der also Zurechtgewiesene schlug darum auch dem Herrn Bäckermeister vor, er möchte vorerst gefälligst mehr Milch zu seinen Brötchen nehmen und die großen Luftlöcher verschwinden lassen. Dann wolle er hinterher sich gerne weiter mit ihm über die Gnade unterhalten.

Da war der biedere Nachtwächter, der es sich etwas zu leicht machte mit seinem Beruf. Er zog nämlich häufig vor zu schlafen, anstatt zu wachen und die Zeit auszurufen. Dem ihm Vorhaltungen machenden Pastor entgegnete er bibelfest: „Siehe, der Hüter Israels schläft und schlummert nicht.“ Im Vertrauen auf diesen besseren Wächter nahm er seine Schlafstündchen nicht allzu tragisch. Und Gott sucht doch gerade die Treue im Kleinen bei seinen Leuten und erwartet von ihnen, daß sie ihre Alltagsarbeit gewissenhaft und zu seiner Ehre tun. Was

nutzt alles fromme Rühmen der Gnade, wenn sie sich nicht als Antrieb eines Lebens der Heiligung mächtig erweist! Es ist in der Christenheit aus der Gnade gar oft eine billige und verächtliche Schleudermare gemacht worden. Wo aber einer wirklich von der Gnade lebt, da ist sein Christenleben voll Kraft und Zucht und Gehorsam.

Glücklicherweise waren Typen wie die eben erwähnten Käuze in der Gemeinde Holpe Ausnahmen. Viele Leute waren wirklich geistlich lebendig und gesund. Und immer wieder erfassten welche das Geheimnis der Gnade und lernten sich ihres Heilandes freuen. Es war eine besonders herrliche Sache, wie die Gnade Gottes eine verhärtete, steinalte Frau von neunzig Jahren überwand. Die Greisin wollte lange von dem „neumodischen Pastor“ und seinem Berede von Sünde und Gnade nichts wissen. Sie lebte im kümmerlichsten Vernunftglauben dahin und tat sich auf ihre Tugend allerhand zugute. Pastor Funcke besuchte sie öfter, aber die Alte strafte ihn mit völliger Verachtung. Sie lag immer zu Bett und kehrte ihrem Besucher sehr wenig höflich, mit konstanter Bosheit, den Rücken zu. Diese „tugendsame“ Dame findet der unermüdblich seine Besuche wiederholende Pastor eines Tages in hellem Zorn und Aufruhr vor. Sie schimpft laut über ihre Hausleute, die auf die Wiese zum Heuen gegangen sind und es versäumt haben, ihr den geliebten Kaffee aufzuschütten. Nun, dem Übel kann abgeholfen werden. Funcke nimmt sich der Sache kräftig an und hat innerhalb kurzer Zeit ein herrliches Getränk zuwege gebracht. Der Kaffee hat eine geradezu durchschlagende Wirkung. Was keine Bitte und kein Lockruf und keine Bibellesung fertiggebracht hat, das ist diesem Wundertrank zu danken: Die alte Frau beginnt jämmerlich zu weinen und

über ihre Schlechtigkeit und Verlorenheit zu klagen: „Ich muß einen Heiland haben. Ja, Sie sind ein Mann Gottes und meinen es von Herzen gut mit solch einer bösen alten Frau.“

Ihr Herz war völlig für den „neumodischen Pastor“ gewonnen, und sie öffnete sich verlangend der Botschaft von der Menschen Schuld und des Heilands Huld. Sie wurde ihres Heils gewiß. Ihr ganzes scharftiges Wesen wurde noch lieblich verwandelt, und bald ging sie in Frieden heim. Funcke aber dachte wieder einmal dankbar an seine Mutter, die es ihm so früh und so unentwegt beigebracht hatte, daß nichts schöner sei als Helfen und Freudemachen.

Durch dunkle Wasser.

Die Leiden der Kinderjahre waren wirklich ein Kinderspiel, an den schweren Führungen gemessen, die Otto Funcke in Holpe bald auferlegt wurden. Im August des Jahres 1863 starb ihm nach noch nicht einjähriger Ehe sein blutjunges Weib bei der Geburt des ersten Kindleins. Die beiden Eheleute waren im Wesen denkbar verschieden und hatten sich doch innig lieb gehabt. Das Stadtkind hatte sich redlich Mühe gegeben, dem geliebten Mann eine Gehilfin und den „Hölpern“ eine rechte Pfarrfrau zu sein. Nun liegt sie bleich auf dem Totenbett, und neben ihr windet sich das unscheinbare Büblein, dem man auch keine lange Lebensdauer vorauszusagen wagt. Es wird rasch auf den Namen Otto getauft, wobei wohl mehr Tränen aus den Augen des Vaters als Wassertropfen aus dem Taufbecken das Gesicht des Kindleins nezen. Gerade an einem Sonntagmorgen, während in der Kirche die Gemeinde schweigend zusammensitzt, hat die junge

Frau ihr Erdenleben ausgehaucht. Der letzte Gruß an ihren lieben Mann lautete:

„Sei stark, mein Mann, mir hilft Jesus Christus.“

Als das Totenglöcklein läutet und die Gemeinde wehklagend zum Pfarrhaus strömt, da übt ein einfacher Mann an dem zerschlagenen Pastor wirksam das Trostamt. Während ihm selber die Tränen aus den Augen stürzen, sagt er:

„Wir leiden alle mit Ihnen, lieber Herr Pastor. Aber Gott im Himmel wird geben, daß bei diesem großen Jammer für Sie und für uns alle etwas Rechtes herauskommt, und daß Sie nicht umsonst durch so tiefe Wasser gehen müssen.“

Einen weiteren, zunächst merkwürdig aussehenden Trost schickte Gott dem Pastor Funcke am Nachmittag des Sterbetages. Da kommt ein Mann aus der Nachbargemeinde Kosbach angeritten und erzählt weinend, sein Kindlein sei sterbenskrank und solle noch getauft werden. Der Pastor von Kosbach aber liege auch zu Bett, nun sei er den weiten Weg geritten und bäte den Herrn Pastor von Holpe, sich über das Kind zu erbarmen.

Diesen Wunsch trägt der Bauer aus Kosbach ausgerechnet einem Mann vor, der vor ein paar Stunden gerade seinem jungen Weib die Augen zugeedrückt und einem schwächtigen Büblein die Nottaufe gegeben hat! Aber darf ein Diener Gottes auch im eigenen Schmerz solch einen Bittsteller abweisen? Funcke reitet mit dem Mann auf Kosbach zu, obwohl ihn das große eigene Weh schier zerdrückt. Er fragt den Begleiter unterwegs: „Glauben Sie an Gott?“ Die Antwort lautete: „Ja, wenn er mir mein Kind läßt.“ Darauf der Pastor von Holpe: „Dann dürfte ich nicht mehr an Gott glauben; denn er hat mir eben mein Weib genommen, und mein

Kindlein liegt im Sterben.“ Entsetzt schaut der Mann den Pastor an: „Aber, Herr Pastor, Sie werden doch nicht den Glauben wegwerfen wollen?“ Da treibt Funcke sein Pferd heftig an und schreit es hinaus: „Nein, das will ich nicht, nein, das will ich unter keinen Umständen!“ Eine lange Pause entsteht. Dann ruft der Begleiter, der mit seinem müden Köpflein zurückgeblieben ist, Funcke zu:

„Herr Pastor, hören Sie doch, ich will es auch nicht! Ich will auch an Gottes Liebe glauben, wenn er mein Kindlein sterben läßt.“

Funcke soll uns selber sagen, welchen Trost er mit diesem Erlebnis empfing:

„Da sah ich mit meinen Augen den ersten Segen, der aus meiner Trübsal erwachsen war. Und eine beseligende Ahnung stieg in meiner Seele auf: Mein Wort (und wäre es auch der süßeste evangelische Trost gewesen) wäre wahrscheinlich nicht in das Herz des Mannes eingedrungen, wenn ich nicht ein Genosse seiner Trübsal gewesen wäre. Sollte mich — so dachte ich — der herzzerreißende Jammer, der mich betroffen, vielleicht erst zu einem wirklichen Prediger des Evangeliums machen?“

Übrigens ist der Junge, den Funcke an jenem Schmerzenssonntag taufte, am Leben geblieben und später ein tüchtiger, frommer Mann geworden.

Weiteren Trost fand der Beknickte in dem Freundesdienst, den Freund Engels in Nümbrecht ihm tat. Engels erwies ihm wirklich Engelsdienste. Was aber am Grabe auf plattdeutsch ein alter Mann sagte: „Herr Pastor, ich gratuliere Ihnen auch!“, erschien dem also Angeredeten zunächst als eine herausfordernde und unverschämte Rede. Als aber der Alte, während ihm die Tränen eigenen innigen Mitgeföhls die Augen füllten, hinzufügte:

„Unser Gott muß ganz besondere Herrlichkeitsgedanken mit Ihnen haben, sonst würde er Sie nicht so schwer führen“,

wandelte sich der harte Spruch in heilkräftigen Trost. Funcke bemerkt:

„Der Alte sagte das mit zitternden Lippen, und die Tränen perlten in seinen Augen. Wäre das nicht gewesen, so hätte es mich empört. So aber wurde es mir ein starker Trost und schuf eine große Perspektive.“

Der Trostempfang ging noch weiter. Gott hatte noch einen gar eigenartigen Boten bestellt, um den Pastor von Holpe aufzurichten. Es war der wildeste und rauheste von Funckes Konfirmanden, ein dreizehnjähriger Junge. Er war am Sonntag nach der Beerdigung in der öffentlichen „Kinderlehre“ gewesen, wo die Geschichte von der Auferweckung des Jünglings zu Nain durchgenommen worden war. Der Pastor hatte mehr als einmal betont, daß der Heiland immer noch der Freund und Helfer der Betrübten und Leidtragenden sei, daß wir aber mit der Erfahrung der todüberwindenden Macht Jesu jetzt wohl warten müßten, bis sein großer Tag in Herrlichkeit anbreche. Dann würde wie alle andern Feinde auch der Tod bezwungen zu Jesu Füßen liegen. Bis dahin aber gelte es, sich im Glauben und in der Hoffnung vom Herrn sagen zu lassen: „Warte noch ein wenig!“

Der Pastor hatte sich dies alles gewißlich auch zum eigenen Trost zugerufen. Als er aber nachher lange Stunden am Grabe seines Weibes saß, übermannte ihn der ganze Jammer über sein verlorenes Glück aufs neue, und sein Herz war leer von allem Trost und innerlich wie erstarrt. Auf einmal flüsterte ihm eine Stimme, die von Tränen fast erstickte, ins Ohr: „Warte noch ein wenig!“ Und dieser aufmunternde Zuruf kam von Funckes sonst so wildem und rauhem Konfirmanden. Dessen Trostamt war nicht vergeblich. Funcke bezeugt:

„Daß der Junge so zart und tief empfand, hätte ich nie gedacht. Mit dem genannten einfaltsvollen Wort hat er mich förmlich elektrifiziert. Ewigkeitslicht und Ewigkeitskräfte durchströmten mich. Ich richtete mich auf, umarmte den Knaben und ging festen Schrittes in mein stilles Heim... Der kleine Peter erschien mir wie ein Abgesandter der ganzen Gemeinde und bezeugte mir, daß mein zeitliches Leid nicht in Vergleich komme mit dem Segen, der daraus für andere erblühen werde.“

Die Monate gingen nach dem Tode der jungen Frau dahin. Es gab viel Arbeit, und die Arbeit war für den einsamen Mann eine heilende und bewahrende Macht. In dieser Zeit begann Funcke auch mit der Schriftstellerei, die sich dann später immer mehr als seine große Gabe herausstellte und ihn in aller Welt bekannt und beliebt gemacht hat. Die ersten Proben seiner Schriftstellerei druckte der „Volksbote an Sieg und Agger“, das höchst bescheidene Wochenblättchen für die oberbergischen Pietisten, ab. Der Gründer des „Volksboten“, Pastor Engels in Nümbrecht, hatte die Schriftleitung vertrauensvoll in die Hände seines Freundes Funcke übertragen, und es dauerte auch nicht lange, da erlebte der Volksbote ein schönes Aufblühen.

Viel Freude hatte der trauernde Mann an seinem Bublein, das wider alles Erwarten am Leben geblieben war und ganz lieblich heranwuchs. Im Umgang mit dem Kinde wurden Funcke die kräftigsten geistlichen und poetischen Anregungen zuteil. Als dann aber Weihnachten kam, waren alle diese Trostquellen dem Versiegen nahe, und die Wunden brachen neu und schmerzhaft auf. Wie sollte der Pastor von Holpe in dieser Verfassung seiner Gemeinde eine fröhliche Weihnachtspredigt halten können? Aber er hat sie dann doch gehalten. Und daß er das konnte, daran war ausgerechnet ein kleines Feldhuhn schuld. Mit dem verhielt es sich so:

Das Tier war in einem Hause durch eine halbgeöffnete Thür geflogen und hatte sich willig von einem Mägdelein fangen lassen, das Pastor Funcke vor einem halben Jahr konfirmiert hatte. Das liebe Kind, das ebenso treu wie arm war, hatte immer wieder den lieben Gott gebeten, er möge doch den Pastor in seinem Leid recht trösten. Es hatte weiterhin Gott angegangen, er möge ihm — dem Mädchen — etwas recht Nettes schenken, es wolle so gerne dem Pastor eine kleine Weihnachtsfreude damit bereiten. Siegesgewiß sah das Mädchen nun in dem herbeigeflatterten Feldhuhn die Erfüllung seiner Gebete, und überglücklich brachte es seine Beute ins Pfarrhaus. Funcke nahm sie an als Zeichen, daß Gott seiner nicht vergessen habe. Da wich der Geist der Verzagtheit einer großen Freudigkeit, und die Gemeinde verdankte einem simplen Feldhuhn eine richtig fröhliche Weihnachtspredigt.

Ja, so war Otto Funcke: Über einem betenden Kinde und einem kleinen Feldhuhn tat sich der Himmel auf. In der kleinen Sache freute er sich der großen Gabe, des Bedenkens und des Erbarmens Gottes. Bald brauchte er aufs neue in besonderer Weise einen offenen Himmel, weil der Weg durch weitere Tiefen ging. Am 26. Juli 1866 verheiratete sich Funcke zum zweitenmal, und zwar mit Fräulein Maria Rehmann aus St. Goar am schönen Rhein, einem für 24 Jahre ungewöhnlich reifen Menschen und Gotteskind. Doch bald stellte sich heraus, daß Maria an der Schwindsucht litt. Wie machte dies schreckliche Wissen, an dem die junge Frau noch nicht teilhaben sollte, Funcke das Herz bluten! Vor den Augen und Ohren seiner Frau spielte er immer den fröhlichen Ehemann. Schwächer und schwächer wurde

das liebe Frauchen, aber, wie die Schwindfüchtigen meist, ahnte sie mit keinem Gedanken das Schicksal, das ihr bevorstand. Sie blieb lange Zeit guten Mutes und ihrer Genesung gewiß.

Krankheitszeiten sind als teure Zeiten bekannt. Das erfuhr auch der Pastor von Holpe, der die Bettelfahrten zu den mancherlei reichen Verwandten hin und her im Lande scheute. Aber Gott ließ ihn und seine kranke Frau wunderbare Glaubensstärkungen erleben. Einmal in einer Stunde größter Verlegenheit brachte der Briefbote einen versiegelten Brief, der eine erkleckliche Summe herrlicher Taler enthielt. Und zwar war es gerade die Summe, die dringendst benötigt wurde.

Als der Postbote mit der unterschriebenen Quittung verschwunden ist, reißt Funcke in höchster Spannung den Brief auf. Der Herr Carl Simonis in Bonn, Koblenzerstraße, der den Brief geschickt hat, ist ihm völlig fremd. Die Taler rollen ihm entgegen, und im Begleitbrief steht eine wunderbare Geschichte zu lesen. Herr Simonis stellt sich vor als einen Mann, der einen nicht unbedeutenden Handel mit englischem Portlandzement betreibt. Er hatte auf Anraten eines Arztes eine Fußtour ins Siegerland gemacht. Dort war er in einem kleinen Dörflein regelrecht eingeregnet. Er hatte den Wirt um Lesestoff gebeten, und der hatte ausgerechnet eine Nummer des „Volksboten an Sieg und Agger“ herbeigebracht. Ein von Funcke geschriebener Aufsatz „Das große Verwundern am letzten Ende“ hatte Herrn Simonis mächtig gepackt. Der reiche Mann ließ kurzerhand diesen Aufsatz in Tausenden von Exemplaren drucken und als Evangelisationstraktat durch die „Boten“ irgendeiner christlichen Gesellschaft vertreiben. Die Sache hatte wundervollen Erfolg gehabt,

und am Ende waren noch 25 Taler übriggeblieben. Da hatte dem unternehmungslustigen Herrn Simonis das Gewissen zu schlagen begonnen, weil er das geistige Produkt eines Mannes, den er überhaupt nicht um Erlaubnis gefragt hatte, in die Welt hinausgeschickt hatte. Nun bittet er in seinem Brief, Funcke möge ihm seine Eigenmächtigkeit verzeihen. Gleichzeitig legt er die 25 Taler Überschuß bei; denn er meint, auf die habe doch der Verfasser des besagten Artikels das erste Anrecht.

Wieder spürte Funcke in solchem Erleben die gute Hand seines Gottes. Er wurde mit seinem Weibe fröhlich darüber, daß Gott so treulich an sie dachte. Herr Simonis bekam einen aus überquellendem Herzen geschriebenen Dankesbrief. Daß er mit seiner Gabe ein solcher „Engel Gottes“ werden würde, hätte er sich wirklich nicht träumen lassen. Die beiden Männer sind sehr gute Freunde geworden, und aus dieser Freundschaft hat Funckes Schriftstellerei allerlei wirksame Förderung erfahren.

Stärker aber noch als solche materielle Hilfe war für Funcke der Trost, der von der Glaubens- und Tragkraft seines dahinwelkenden Weibes ausging. Es gab am Ende einen entsetzlich schweren Todeskampf, und dann mußte Otto Funcke auch der zweiten Gefährtin seines Lebens die Augen zudrücken.

Das Herz wollte nun doch schier brechen, und mehr als einmal rang sich der Seufzer zu Gott empor: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele.“ Ein origineller und treu christlicher Mann, der solche verzagten Worte hörte, rief dem Zermürbten zu:

„Wie, Sie wollen dem Teufel den Gefallen tun und jetzt sterben? Ja, das wäre ihm wohl nach der Mühe! Aber meinen Sie, daß die Kinder Gottes zum Sterben in der Welt sind? Wahrhaftig, es gibt viel zu tun für unsern Herrn Christus. Dem Teufel zum

Trog müssen Sie leben und schaffen wollen. Hören Sie? Dem Teufel zum Trog!"

Funcke bekennt, daß diese Worte keinen geringen Eindruck auf sein Herz gemacht haben. Unter dem weiteren Trost, den Gott diesmal für den hart Geschlagenen bereit hatte, war eine Reise zur großen Weltallianz-Konferenz in Amsterdam. Das Erlebnis der weltweiten Bruderschaft in Christus dort erwies sich als eine ungemein helfende und heilende Macht für Funckes umschattetes Gemüt. In Amsterdam gab es auch ein interessantes Wiedersehen mit Professor Tholuck, dem Lehrer aus der Studentenzeit in Halle. Dabei konnte sich Tholuck überzeugen, daß der „wilde Funcke“ längst zum Ziel in Gott gekommen und in schwerem Leid gereift war.

36 Jahre in Bremen.

Wenn wir bisher auf den Blättern dieses Büchleins aus Otto Funckes Lebensgeschichte erzählten, so hatten wir's gut dabei. Wir konnten aus seiner Selbstbiographie, den „Fußspuren des lebendigen Gottes in meinen Lebenswegen“, fröhlich schöpfen. Doch geht die Darstellung dieses Lebensberichtes nur bis an die Schwelle der Zeit, die Otto Funcke das eigentliche Wirken ins Große und Weite gebracht hat, seiner 36jährigen Bremer Tätigkeit. Fast möchte man bedauern, daß Funcke nicht auch diese Jahre ähnlich ausführlich und ergiebig beschrieben hat. Aber wenn er auch in Bremen auf die Höhe seiner Wirksamkeit geführt wurde, die Geschichte und das Geheimnis seines Werdens und Reisens enthalten die anderen Jahre, die Jahre in Wülfrath und Tübingen, in Elberfeld und Holpe. In dieser Zeit ist Otto Funcke in der Schmiede Gottes gewesen. Da hat Gott ihn in Freude

und tiefem Leid, in Sonne und Sturm bereitet und zu-
gerüstet für die spätere Arbeit. Wenn wir darum jetzt nur
noch mit Siebenmeilenstiefeln durch Funckes weiteres Le-
ben eilen, so können dennoch die Leser ganz beruhigt sein:
Vom Wesentlichen einer überaus originalen, von Gott
wunderbar geführten und gebrauchten Lebensgeschichte
bleibt ihnen nichts verschwiegen. Der Grund ist gelegt,
nun wölbt und vollendet sich darüber der Bau in 36 rei-
chen und schönen Jahren — Gott zur Ehre und Unge-
zählten zur Freude und zum Segen.

Mit der Berufung Otto Funckes nach Bremen ging es
wieder — wie so oft in seinem Leben — wunderseltzam
genug zu. Es fing an in einem kleinen Wirtshaus in
Oberlahnstein am Rhein. Funcke war gerade von der
Reise nach Amsterdam zurückgekehrt und wollte noch in
St. Goar seinen Schwager, den dortigen Pastor, besu-
chen. Eine Verspätung des Dampfschiffes brachte ihn
auf den Gedanken, im nahen Dörflein Fr ü c h t den Pa-
stor N i n c k aufzusuchen, mit dem er wegen schriftstelleri-
scher Dinge schon einige Male korrespondiert hatte.

Ninck nahm Funcke sehr freundlich auf. Es fiel dem
Besucher aber auf, daß sein Gastgeber ihn während der
ganzen Unterhaltung sehr sorgsam und direkt auffällig
musterte. Funcke wird das fast etwas ungemütlich. Da
aber rückt Ninck mit seiner besonderen Sache heraus. Er
berichtet, daß er nach Bremen berufen sei als Inspektor
der dortigen Inneren Mission. In Bremen sollte in einer
aufblühenden Vorstadt eine neue Gemeinde aufgebaut
werden. Er — Ninck — durfte aber jetzt seine Gemeinde
in Frucht noch nicht verlassen. Jedoch sei ihm eben wäh-
rend der Unterhaltung klar geworden, daß Funcke der
rechte Mann für den besagten Posten sei. Er wollte sich

flugs hinsetzen und seinen neugewonnenen Freund Funcke — dem er gleich das brüderliche Du angeboten hatte — den Bremern empfehlen.

Funcke war es nie gewohnt gewesen, von „Zufälligkeiten“ im Leben zu reden. Er hatte es von seiner Mutter gelernt, überall die Hand Gottes zu sehen, und damit hatte er eine Art der Lebensbetrachtung gewonnen, die dem rein sachlich und logisch denkenden Verstandesmenschen fremdartig ist, ja lächerlich erscheint. Aber die Einwände der aufgeklärten Zeitgenossen haben Funcke nie in seinem kindlichen Rechnen mit der Hand Gottes irre machen können. Also, es war klar, daß das verspätete Dampfschiff im Plane Gottes lag. Dazu kam, daß Nink so siegesgewiß und glaubensvoll von Funcke als dem rechten Mann für Bremen sprach, daß sich dieser von solchem Optimismus gerne anstecken ließ. Er hatte sich schon länger gefragt, ob sein Weg ihn nicht bald aus dem einsamen Holpe in eine andere Wirksamkeit führen könne. Nach dem Tode seiner zweiten Frau hatten sich diese Pläne und Wünsche wesentlich verstärkt. Und schien sich hier nicht ungesucht ein neuer Weg zu zeigen?

Zwar ließen die Bremer Funcke noch einige Wochen zappeln, so daß er schon ganz ungeduldig und schließlich trübsinnig wurde. Aber dann kam er doch, der rettende Brief, der ihn aufforderte, sich in der alten Hanse- und Kaufmannsstadt vorzustellen und einen Dienst der Wortverkündigung dort zu tun. Die Reise war nicht vergeblich, Funckes Botschaft sagte den Leuten zu, und sie wählten ihn.

Als Funcke mit seinem kleinen Büblein aus der rheinischen Heimat nach Bremen übersiedelte, war er sich voll-

Kommen darüber klar, daß er in ein Leben des Kampfes eintreten würde. Denn so festgefügt und ruhig die kirchlichen Verhältnisse im weltabgeschiedenen Bergdörflein Holpe gewesen waren, so buntscheckig und in ständigem Fluß waren die Dinge in Bremen. Es gab dort ganz prachtvolle klare Christen mit einer nicht alltäglichen geistlichen Selbständigkeit und Urteilsfähigkeit. Manche von ihnen gehörten den angesehensten bremischen Bürger- und Kaufmannsfamilien an und saßen wohl gar im Senat. Auf der anderen Seite aber war Bremen eine Hochburg des politischen und vor allen Dingen auch des religiösen Freisinns, und solch ein kunterbuntes, verwaschenes Zeug wie in Bremen konnte wohl kaum anderswo in deutschen Landen auf der Kanzel vorgetragen werden.

Einen Vorgeschmack dessen, was ihn am neuen Wirkungsort erwarten würde, bekam der frischgebackene Inspektor der Inneren Mission schon in der Eisenbahn, als sie sich am 31. Januar 1868 langsam Bremen näherte. Im Abteil führten etliche Bremer Herren ein Gespräch über religiöse Dinge. Dabei sangen sie Loblieder auf den völlig freisinnigen Pastor Dr. Schwalbe, der in Bremen der Held des Tages war. Dieser Mann hatte soeben einen berüchtigten Vortrag über „den neuen und den alten Glauben an Christus“ gehalten. Darin meint er unwiderleglich nachgewiesen zu haben, daß nur kranke Augen an der Person Jesu etwas von überwältlicher Herrlichkeit wahrnehmen könnten. Dieser Dr. Schwalbe war also so ganz der Mann nach dem Herzen von Funckes Reisege nossen. Umso wütender fielen sie aber über einen reichen Bremer Handelsherrn her, der beim „alten“ Glauben an Christus beharrte, und der 500 Taler Prämie dem

Mann versprochen hatte, der eine volkstümliche und durchschlagende Schrift gegen Dr. Schwalbe und seinen Anhang schreiben würde. Lassen wir Funcke selber berichten, was für Gedanken ihn beim Anhören dieses eifrigen Gesprächs bewegt haben:

„Ich, der ich es diesmal für gut fand zu schweigen und mein Infognito festzuhalten, konnte hier gleich im Eisenbahnabteil lernen, daß es mit meinem Stilleben jetzt zu Ende sei, daß dagegen mein Lebensschifflein in wildbewegte Wellen geraten werde. — Wie ich noch darüber sinne, gibt's einen furchtbaren Ruck und Krach und eine solche Erschütterung, daß wir alle mit den Köpfen zusammenstoßen. Der Zug war, nahe bei der Station Achim, entgleist. — Entgleist, war das auch eine Weissagung, ein Omen für mich? War es eine Vorbedeutung, daß ich, der ich scheinbar so nahe am Ziel war, nun doch drei Stunden lang mitten im Felde still sitzen mußte? Das erste Zeichen, davon ich eben gesagt, verkündigte die kommenden Stürme, das zweite mahnte: Lerne stille sein, warten und harren, auch wenn du je und dann entgleisen wirst.“

Infolge der Zugverspätung hatte Funcke Mühe, noch rechtzeitig zu der Empfangsfeier des Vorstandes des Vereins für Innere Mission zu gelangen. In den mancherlei oft geistvollen und originellen Reden und Ansprachen, die dort gehalten wurden, lief es immer wieder darauf hinaus, daß Gott doch dem neuen Pastor ein unverzagtes und kampffrohes Herz schenken möge. Als Funcke in später Nachtstunde sein Lager aufsuchte, entdeckte er auf dem Schreibtisch ein prächtiges plattdeutsches Gedicht, das die Gastgeber, bei denen er zunächst in Bremen wohnen sollte, für ihn dorthin gelegt hatten. In diesem Gedicht wurden humorvoll allerlei Schwierigkeiten und Widrigkeiten beschrieben, die einem auf dem Lebenswege begegnen können. Im Reim wurde dann immer wieder der gute Rat erteilt: „Hopp äwer!“ (Hüpfe drüber.)

Noch Jahrzehnte später hat Funcke an dieses Gedicht und seinen Mahnruf denken müssen:

„Wie lustig das nun auch lautete, so erkannte ich doch aus dieser Mahnung den Ernst der Lage. Aber was tun? Ich hatte den Rubikon überschritten und konnte nicht zurück. Und trutziglich sagte ich: Und ich will auch nicht zurück. Komme ich um, so komme ich um, will dann aber jedenfalls umkommen im Dienste meines großen Königs Jesus Christus' — und er hat mich nicht zu Schanden werden lassen, und ganz umgekommen bin ich auch noch nicht. Und doch sind heute, da ich dies schreibe, einunddreißig und ein halbes Jahr vergangen, seit ich bei nächtlicher Lampe das „Hopp-äwer“-Gedicht entzifferte. Soli Deo Gloria!“

Ja, es war eine völlig neue Welt, in die Funcke hineinkam. In vielen Stücken imponierte ihm Bremen gewaltig. Die Stadt war voll Leben und Latkraft, voll Glanz und Blüte. Unter den Bremer Bürgern herrschte eine für unsere heutigen Begriffe direkt märchenhafte Redlichkeit. Otto Funcke soll uns über das damals noch in Bremen geübte originelle Steuerwesen berichten:

„Wenn die Regierung unseres kleinen Freistaates veranschlagt hatte, wieviel Geld der Staatshaushalt im nächsten Jahre bedurfte, so wurde öffentlich bekannt gemacht, an welchen Tagen der ‚Schoss‘ zu entrichten sei, und wieviel Prozent von seinem Einkommen jeder Bürger und Eingeseffene liefern müsse. Das rechnete nun ein jeder und eine jede für sich selbst aus, und kein Mensch kümmerte sich darum, ob er auch ehrlich rechnete. Jeder kontrollierte sich selbst. Am bestimmten Tage erschien also beispielsweise der Bürger J. F. G. M. Meier auf dem Rathaus. An einem Tisch saßen ein Schreiber und ein Senator. Besagter Herr J. F. G. M. Meier sagte: ‚Ich steuere hiermit für mich‘. Dabei legte er 5 Taler Gold (oder auch weniger, wenn er nicht so viel zu steuern hatte) blank auf den Tisch. Den Rest aber — der vielleicht viele Tausende von Talern betrug — versenkte er, eingewickelt oder nicht eingewickelt und ohne Namensangabe, in eine mit einem Trichter versehene eiserne Kiste. Ob er aber einen oder tausend oder zehntausend Taler hineinwarf, das kontrollierte kein Mensch. Es ging ja auf Bürgereid. Das war genug.

Es schien undenkbar, daß ein Bremischer Bürger den Staat betrügen könnte. Der Schreiber notierte nur: ‚Herr J. F. S. M. Meier hat geschöft.‘ Nun war alles fertig. — Doch nein, derselbe Herr hatte vielleicht den Auftrag, noch für ein Duzend andere Leute zu schößen. Er sagte: ‚Jetzt schöße ich für die Frau Witwe N. N.‘ und so fort in obiger Weise. Und es ist herrlich, daß bei dieser naiven, unschuldigen Art der Besteuerung der von der Regierung gemachte Anschlag fast regelmäßig übertroffen wurde.“

Was aber in dieser Stadt des herrlichen Bürgersinnes, des blühenden Handels, der vorbildlichen Rechtlichkeit das Allerinteressanteste und Alleroriginellste war — das waren die kirchlichen Verhältnisse. Funcke nennt sie „haarsträubend“ originell. Die höchste Instanz für das Kirchenwesen war die kirchliche Kommission des Senats. Die fragte aber nicht viel nach dem Bekenntnisstand und der Rechtgläubigkeit der Bremer Pastoren. Waren die Papiere eines neugewählten Pfarrers in Ordnung und war der Mann sittlich unbescholten, gab der Senat gerne seinen Segen zur Wahl, der Mann konnte im übrigen glauben und predigen, was er wollte. Leute, die jede andere deutsche Landeskirche wegen ihrer Ketzerei von der Kanzel verbannt hätten, fanden in Bremen Zuflucht. Man war sogar stolz, wenn man über die Märtyrer der „Freiheit“ die Hand breiten konnte.

Es hatte einmal in Bremen einen ausgeprägten konfessionellen Unterschied „lutherisch und reformiert“ gegeben. Der fiel aber garnicht mehr ins Gewicht neben den neuen Fronten, die in der Bremer Kirche aufmarschiert waren. Zu Funckes Zeiten hieß der Schlachtruf: Hie „alter“, hie „neuer“ Glaube! Zum neuen Glauben, zum flachen Freisinn, bekannten sich überwiegend die wohlhabenden Bürgerfamilien. Am alten Glauben hielten leidenschaftlich die Pietisten fest. Die Mehr-

heit des geringen Volkes aber beteiligte sich kaum noch aktiv am kirchlichen Leben.

Es gab kein Kirchenregiment, und die Bremischen Pastoren mußten sich niemals mit Meldungen, Berichten und Statistiken für einen Bischof oder ein Konsistorium herumschlagen. Aller Bürokratismus fiel weg. Jede Gemeinde war völlig selbständig und machte auf eigene Faust Kirchenpolitik. Zwar gab es noch so etwas wie eine Bekenntnisverpflichtung der Geistlichen, aber das war nur eine ehrwürdige Formel, die niemand ernst nahm, und die niemanden hinderte, Dinge zu predigen, die mit dem Glaubensbekenntnis der Christenheit nichts, aber auch garnichts mehr zu tun hatten. Es liegt auf der Hand, daß bei solchen haarsträubenden Zuständen die gläubigen Christen und Prediger in Bremen Kämpfer für die Ehre ihres Herrn und seiner Gemeinde sein mußten, die ständig mit der liberalen Verwüstung des Evangeliums und der Kirche in heftigen Fehden lagen. Der von Natur durchaus friedfertige Otto Funcke ist in diesen Kämpfen auch kein stummer Hund geblieben, sondern hat mit Wort und Feder wacker seinen Mann gestanden.

In Bremen ist Funcke neues Familienglück zugefallen. Er fand wieder eine Lebensgefährtin, mit der er durch 40 Jahre zusammen wanderte. Allerdings fing es auch in Bremen noch einmal mit einem Grab an. Der kleine Otto, der dem Vater geblieben war aus den namenlos schweren Holper Jahren, starb bald. Dann aber war dem Tod 4 Jahrzehnte lang verwehrt, in Funckes Familienkreis einzubrechen. Sieben Kinder — zwei Söhne und fünf Töchter — wuchsen lebensvoll und fröhlich heran. Der Vater hat noch erlebt, wie zwei seiner Töchter Diaconissen wurden. Er hat sich darüber von Herzen gefreut.

Er hat gesehen, wie die andern ihre Berufe, ihre Lebensgefährten fanden. Er hat noch die ersten Enkelkinder in den Armen gehalten und auf den Knien geschaukelt. Ja, Gott hat ihn freundlich geführt. Es war viel Licht und Sonne um ihn.

Das Funcke in Bremen übertragene Amt sah erst überaus dürftig und bescheiden aus. Der Titel eines Inspektors der Inneren Mission hörte sich garnicht so übel an, aber dieser Inspektor mußte alles ganz von unten her aufbauen. Es war garnichts da, keine Kirche, keine Gemeinde. Doch standen viele prachtvolle Christen hinter Funcke, darunter nicht wenige reiche und tatkräftige Bürger. Seine „Kathedrale“ war lange Zeit der Saal einer in dunkler und verlassener Gegend gebauten Kinderbewahranstalt. Aber schon am 3. Advent 1869 konnte die schöne neue Friedenskirche eingeweiht werden. Zu deren Erbauung war ein wahrer Goldregen geflossen. Den Anfang hatte ein edler Kaufmann namens Kulenkampff gemacht. Das war ein Bruder von Dr. Kulenkampff, bei dem Funcke in Bremen zunächst seine Herberge gefunden hatte. Der wackere Mann hatte in die Bibelstunde Funckes in der Kinderbewahranstalt gewollt. Er hatte aber keinen Platz mehr gefunden. Da kam ihm die „Erleuchtung“: „Wir müssen eine Kirche bauen.“ Er selber spendete gleich den Bauplatz für die Kirche und das Pfarrhaus und eröffnete den Goldsegen mit einer Spende von 1000 Talern. Funcke ließ sich von ihm — was der wackere Mann erst nach einigem Zögern tat — die Erlaubnis geben, die Spende bekanntzumachen, und zwar mit dem Zusatz, sie sei nur unter der Bedingung gegeben, daß binnen Jahresfrist mit dem Kirchenbau begonnen werde.

Die Sache schlug durch! Alle Zeitungen veröffentlichten Funckes Aufruf, und der sich ergießende Goldregen war so ergiebig, daß er den Bau nicht nur der Kirche, sondern auch des Pfarrhauses sicherte. War das eine Freude für Funcke und für viele, als die Kirche fertig stand! Diese Kirche sollte ja nicht der Sprechsaal für alle möglichen und unmöglichen kirchlichen und religiösen Meinungen sein, in der sollte der in den meisten andern Kirchen Bremens übliche Mischmasch keine Stätte haben. Hier sollte der Name des Herrn Jesu groß gemacht und das volle herrliche Evangelium verkündigt werden. Unser lieber Otto Funcke hat gleich in seiner Weihpredigt kräftig in das richtige Horn gestoßen. Er sprach über den Text: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke“, und er lud die Leute ein, zu Jesus zu kommen, zu Ihm selber, zu Ihm persönlich, zu Ihm unmittelbar. Er bat sie, nicht zu bleiben bei dogmatisch richtigen Auffassungen über Jesus, bei irgendeiner Kirchenlehre von Jesus. Nicht einmal korrekte Bibelgläubigkeit genüge, es müsse der lebendige, persönliche Heiland selber sein, an den das Herz als an seinen einigen Trost im Leben und Sterben sich hänge.

Die schlichte, herzinnige Botschaft von Jesus, die Sonntag für Sonntag auf der Kanzel der Friedenskirche erklang, zog die Leute mächtig an. Die Kirche war immer voll. Aber sie samt ihrem auf ihrer Kanzel predigenden Pastor und der in ihr sich sammelnden Gemeinde war rechtlich noch garnicht anerkannt. Das Ganze war eine reine Privatsache, eben Sache des Vereins für Innere Mission. Der Pastor der Friedenskirche durfte eigentlich weder konfirmieren noch Amtshandlungen durchführen,

noch die Sakramente spenden. Wollte er es doch tun — und es kamen genug Leute aus der ganzen Stadt, die sich bei Funcke trauen und ihre Kinder von ihm taufen lassen wollten, — dann mußte er bei seinen Amtsbrüdern die Genehmigung dazu einholen. Die wurde ihm auch im allgemeinen bereitwilligst erteilt. Aber schön war es doch, daß nach einigem Hin und Her die Gemeinde der Friedenskirche eine der rechtlich anerkannten Kirchengemeinden der Bremischen Landeskirche wurde. Diese Gemeindegründung am 12. Mai 1872 war die erste in Bremen seit den Tagen der Reformation.

Jahr um Jahr hat Otto Funcke in seiner Friedenskirchen-Gemeinde amtiert. Sie hat ihn immer gerne gehört und ist ihn nie leid geworden. Er hat sein Pfarramt mit Treue und Eifer verwaltet. Und daneben hat er das getan, was seinen Namen immer bekannter werden ließ: Er hat Bücher geschrieben. Eins nach dem anderen flatterten sie aus seinem Herzen und aus seinem Studierstübchen in alle Welt hinaus, wurden in fremde Sprachen übersetzt und haben unzähligen Menschen Freude, Erquickung, Tröstung, Segen gebracht.

Er hat auch viele Briefe in Bremen geschrieben, unendlich viele Briefe, und die gingen auch in alle Welt hinaus. Wieviele begehrten seinen Rat in den allerunsinnigsten äußerlichen und in den allerzartesten innerlichen Dingen! Im Übermaß der Geschäfte schlug er wohl als Inschrift für seinen Grabstein vor: Die Korrespondenz hat ihn getötet.

Und gebetet hat der Mann, viel und für viele gebetet. Aber über solch Heiligtum muß der Schleier gebreitet bleiben.

Nach 36 Jahren einer überaus reichen und gesegneten Amtstätigkeit in Bremen ist Otto Funcke in den Ruhestand getreten. Er ging, als alle sagten: „Wie schade, daß er geht!“ Er war noch rüstig an Körper und Geist. Aber er wollte auf keinen Fall die rechte Zeit zum Abtreten verpassen. Es waren ihm im Laufe seiner Amtsjahre der Fälle genug begegnet, wo Pastoren nicht rechtzeitig die Ausgangstür hatten finden können, und das war für sie und die Gemeinden höchst nachteilig gewesen. Aus Angst heraus also dankte Funcke ab, aus einer guten und heilsamen Angst aber: niemals der Gemeinde oder auch nur einem Teil der Gemeinde lästig zu werden. Neben diesem negativen Grunde waren es aber sehr beachtliche positive, die den Pastor der Friedenskirche in den Ruhestand trieben. Hören wir ihn:

„Mein Herz hungerte danach, mehr stille Stunden zu haben. Ich wollte mehr Zeit haben, Brot für mich selber zu backen und, im Angesicht der hereinbrechenden Ewigkeit, mehr mit meinem Gott allein zu sein.“

Ein Ausspruch eines seiner Lehrer aus der Studentenzeit in Halle ist Funcke zeitlebens unvergeßlich geblieben und erst recht wieder aufgewacht, als die Abendsschatten über seinem Wege länger wurden:

„Es ist nicht so leicht, die Freude zum Eingang in die Ewigkeit zu gewinnen.“

Der Mann, der in einem überaus tätigen und fleißigen Leben Ungezähltes in Wort und Schrift das Brot des Lebens brach und sie an die Ewigkeit mahnte, der

„möchte jetzt das Recht haben, als erster an die Reihe zu kommen und für seine Ewigkeit zu sorgen und auch das liebe Gotteswort zu gebrauchen als Himmelsbrot für sich, in erster Linie für sich.“

Wer will ihm das verargen?

Und da war noch etwas, das Funcke nach 36 Bremer Dienstjahren und insgesamt 44 Jahren Amtstätigkeit den Ruhestand ersehnen ließ. Hören wir ihn wieder selber:

„Ein Teil meines Amtes wurde mir von Jahr zu Jahr mehr unangenehm. Ich meine die sogenannten Amtshandlungen: Taufen, Trauungen, Leichenreden. Ich füge auch hinzu, daß die großen Abendmahlsfeiern bei Gelegenheit der Konfirmation und auch am Karfreitag mir oft schwere Gedanken machten. Ach, wenn ich dann die vielen Hunderte sah, die sich fast im ganzen Jahr nie um den Klang der Kirchenglocken kümmerten! Ich hätte mein Haupt verhüllen mögen. Und es kam mir oft die ernste Frage: ‚Bist du jetzt wirklich ein Diener Jesu? Hat er sein Mahl für solche Leute eingesezt, denen allermeist jeder geistliche Hunger und alles Verständnis fehlen?‘ — Und nicht viel besser war's oft bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen. Entsetzlich oft ist es so, daß bei all diesen Feierlichkeiten der Pastor nur eine Art Dekoration, ja vielleicht gar ein ‚notwendiges Ubel‘ ist. Wie oft bin ich bei solchen Gelegenheiten gebeten worden: ‚Nicht wahr, verehrter Herr Pastor, wir machen es kurz? Der Koch kommt um 4 Uhr schon...‘

... Diese Gewissensbedenken haben Funcke nicht für die „Freikirche“ sich entscheiden lassen. Er hat trotz allen Mißständen und Nöten im Blick auf die Volkskirche daran festgehalten: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin.“ Aber als er aus dem Dienst dieser Volkskirche schied, hat er doch erleichtert aufgeatmet:

„Ich bin kein Heißsporn. Ich verachte nicht den Segen, den unser ‚Amtieren‘ inmitten der großen Menge schafft. Aber es gibt doch einen Punkt, da darf man sagen: ‚Ich bin dieser Dinge müde. Ich will, so viel ich noch kann und darf, auf andere Weise meinem himmlischen König und denen, die er erlöst hat, dienen.‘ Und so sage ich nach 44jähriger Amtstätigkeit mit gutem Gewissen. Und ich lasse mir von niemand dreinreden.“

Und nun noch ein Auszug aus Funckes Abschiedspredigt, die er am 15. Mai 1904 in seiner geliebten Friedenskirche gehalten hat:

„... Der Inhalt meiner Predigt war die Gnade Gottes in Christo. Immer habe ich zu euch geredet als ein armer, sündiger Mensch, dem Barmherzigkeit widerfahren ist; als ein Mensch, der täglich oft irrt und fehlt, und der täglich immer wieder von der vergehenden und gebenden Gnade Gottes lebt. — Und es war meines Herzens tiefste Sehnsucht, euch zu einem selbständigen, ebenso mutigen als demütigen Ergreifen der Gnade Gottes zu führen. Ich wollte keine Pastoren-Christen aus euch machen. Freiheit ist mein ganzer Sinn, und zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes wollte ich euch führen. Also in ein ganz persönliches, selbständiges Verhältnis zu dem lebendigen Gott, daß ihr frei seid von allen Menschen, von den Frommen und von den Gottlosen, auch von den Pastoren — frei von bestimmt formulierten kirchlichen oder theologischen Systemen. Um den direkten Lebens- und Gebetsverkehr mit Gott handelt es sich...

Ich habe manchen oft zu viel von Jesus und zu wenig von Gott geredet. Aber das war und ist ein Mißverständnis. In Christo und nur in Christo wohnt für uns die ‚Fülle der Gottheit leibhaftig.‘ Außer ihm gibt es nur unzureichende, unklare, mehr oder weniger nebelhafte Linien, die auf Gott hinleiten. Darum konnte ich nicht zuviel von Jesus reden. In mancher Beziehung, zum Beispiel auf politischem, sozialem, wissenschaftlichem Gebiet, haben meine Ansichten im Laufe meines langen Lebens wohl gewechselt. Seit ich aber Jesus ins Herz schauen durfte, weiß ich nichts Höheres, als seinen Namen zu preisen. Das soll auch mein Lied bleiben im Lande meiner Wallfahrt, solange ich noch einen Odem habe...

Verheerende Stürme werden kommen, — Stürme, durch welche alle die landeskirchlichen und andern Gestaltungen, in welche heute noch die Christenheit hineingegossen ist, mit großem Krachen zusammenbrechen. Und es werden Irrlehrer kommen (sie sind auch zum Teil schon gekommen), die mit so zaubersüßen Stimmen, wie nie zuvor, das Gegenteil von dem predigen, was uns die großen Taten Gottes in Jesus verkünden. Dann werden Millionen abfallen, die heute noch vermeinen, Christen zu sein. Freu sein und bleiben werden dann nur die, die Jesus erlebt haben, ebenso wirklich wie ein kleines Kind seine Mutter erlebt und alle Tag und Stunde mit ihr und von ihr lebt. Ich weiß also keine andere Rettung, und ich wußte schon immer keine andere Rettung, keinen

einigen Trost im Leben und im Sterben als dies: „K o m m t z u
J e s u s ! B l e i b e t i n J e s u s ! W a c h s e t i n J e s u s !“

Es wurden dem aus dem Amt Geschiedenen noch einige Jahre eines tätigen und fruchtbaren Ruhestandes geschenkt. Er freute sich am Glück in der Familie. Er machte Reisen, hielt Vorträge, schrieb weiterhin Bücher. Am 2. Weihnachtstag des Jahres 1910 holte der Herr seinen Knecht heim.

Otto Funcke als Christ und als Mensch.

Was Otto Funcke im Grund und Kern seines Wesens für ein Mann gewesen ist, das haben uns die Worte aus seiner Abschiedspredigt klar gezeigt. Sie haben uns in das Geheimnis schauen lassen, durch das dieses Leben so hell und leuchtend und wärmend, so froh und frohmachend geworden ist: **O t t o F u n c k e h a t J e s u s l i e b g e h a b t .** Otto Funcke lebte aus der in Christus erfahrenen Gnade Gottes. Die Kraft seines Heilandes war in ihm mächtig. Und er kannte kein schöneres und wichtigeres Geschäft, als in der besonderen Art, die ihm von Gott gegeben war, von seinem Heiland zu sagen und die Leute für ihn zu werben.

Der Mann, der selber solch ein herzinniges persönliches Verhältnis zu Jesus hatte, konnte nicht anders: Er mußte allen Leuten gut sein, die Jesus lieb hatten. Darum war er ein weitherziger Christ; denn Jesus hat nun einmal nicht nur in einer Kirche oder Freikirche seine Liebhaber, sondern sie sind überall verstreut. Funcke hat niemals verleugnet, von welchem segensvollem Einfluß schon in seinen Jugendjahren Menschen gewesen sind, die kirchlich-organisatorisch sehr freidachten, denen eine kirchliche Rechtgläubigkeit sehr miß-

trauisch begegnete, und die sie wohl gar in der Nähe der Ketzerei witterte. Er sagt von ihnen:

„Wenn man ihnen ‚ordentlich auf den Busch klopfte‘ und auf den Grund kam, so stand allenthalben geschrieben: *Jesús allein*. Das ging mir, der ich je und je alles scharf beobachtete, viel eher in Fleisch und Blut über, als ich es mir verstandesgemäß klar machte. Es kam aber auch die Zeit des Denkens und Schlußziehens. Meine streng kirchlichen und konfessionellen Freunde können, wenn sie wollen, hier verstehen, wie es zugegangen ist, daß ich, der ich Pastor der Landeskirche bin, so wenig Gewicht auf Kirche und Konfession lege. . . Meine Freunde außerhalb der Landeskirche aber sollen wissen, daß ich ihnen viel, viel verdanke, wenn ich für meine Person es auch für ein Verbrechen halten würde, die Landeskirche zu verlassen, solange das freie und unbeschnittene Zeugnis des Evangeliums unverboden ist.“

Beachtenswert ist ein Rat des weitherzigen Pastors Otto Funcke an seine Amtsbrüder:

„Wenn die Pastoren, statt sofort gegen Sektiererei zu polemisieren, in derartige Versammlungen hineingehen wollten, — aber nicht als die „geborenen Präsidenten und unfehlbaren Päpste“, sondern als Brüder und Glieder, die sich mit den anderen auf eine Bank und in eine Reihe setzen, — so würden sie viel lernen können. Sie würden ihrem pfarramtlichen Ansehen damit nicht schaden, aber viel helfen. Sie würden dann auch durch ihre Gegenwart der Sektenbildung den besten Damm entgegensetzen. Ich für meine Person habe nach dieser Seite hin sehr erfreuliche Erfahrungen gemacht. Dagegen steht mir fest, daß die Landeskirche verloren ist, wenn die ‚Pietisten‘ allmählich herausgedrängt werden.“

Kein Wunder, daß ein Allianzchrist wie Otto Funcke mit der Parole „Jesus allein“, allem kirchlichen und konfessionellen Hader abhold gewesen ist.

„Schon in meinen Studentenjahren, erst recht später, als ich in ein selbständiges Verhältnis zu dem Heiland getreten war, ja bis auf den heutigen Tag, ist mir das Streiten der Jünger Jesu das Schrecklichste von allem Schrecklichen. Nie hatte ich so starke Anwandlungen, die Welt zu räumen und mich in die Einsamkeit zu flüchten, als wenn ich in solchen Streit hinein-

schaute. Ich glaube, daß der wahre Einfluß der christlichen Gemeinde auf die Welt erst beginnt, wenn die, die den Heiland bekennen, sich auch darstellen als eine Herde in einem Hirten.“

Die folgenden Sätze Funckes sollten besonders die Kirchenleute und die innerkirchlichen und Gemeinschaftskreise recht bedenken und beherzigen.

„Es wäre ein schreckliches Unglück für die Kirche, wenn diejenigen, die von Herzen an Jesum glauben, sie verlassen. Was wird aus der Kirche, wenn Licht und Salz ihr verloren geht? Aber es wäre nicht minder ein großes Unglück für die „Gemeinschaften“, wenn sie sich abschließen gegen die Segnungen, die sie von der geordneten Kirche und von den gesunden, gläubigen Theologen empfangen können. Die Kirche betont mehr das Objektive, das Historische, das Unbewegliche, das Bekenntnis. Die Gemeinschaften betonen das Subjektive, den persönlichen Empfang des Heiligen Geistes, das Werk der Heiligung und der Wiedergeburt in den einzelnen. Das eine und das andere muß sich gegenseitig ergänzen. Die haben sich gegenseitig blutnötig.

Wenn aber, was Gott verhüte, die Gemeinschaft abseits einer echten Theologie und abseits aller stabilen Ordnungen ihren Kurs nimmt, so wird bald ein fanatisches, richterisches, rechthaberisches Wesen in ihr die Oberhand gewinnen. Schwäger werden in ihr das Hauptwort haben und eine starre Herrschaft üben; Männer, die sich von den römischen Päpsten nur dadurch unterscheiden, daß sie ohne Bildung sind... Wie oft taucht unter denen, die nach ihrer Meinung bekehrt sind, die Einbildung von schon vollendeter Sündlosigkeit und damit ein Hochmut auf, gegen den aller Pfaffen- und Gelehrtenstolz nur Kleinigkeit ist! Die Gefahr ist ferner groß, daß infolge der einseitigen Betonung der persönlichen Heilserfahrung Tausende (bewußt oder unbewußt) geistliche Erlebnisse erfinden, um neben den „Besten“ zu glänzen. Die Gefahr ist groß, daß sie in eine läppische, kindische und unehrerbietige Jesus-Vertraulichkeit hineingeraten, die im Grunde nur Gefühlsduselei ist. Die Gefahr ist groß, daß sie aus ihrer Bibel, zumal aus der Offenbarung des Johannes, in willkürlicher Weise alles herauslesen, was sie vorher hineingegrübelt haben.

In Summa: Gemeinschaften sind unserer Kirche blutnötig. Und ich beschwöre meine Amtsbrüder, die auf dem Grunde des Chri-

stusglaubens stehn, daß sie sich dieser großen Bewegung von ganzem Herzen annehmen. Und zwar so, daß sie Lalar und Bässchen zu Hause lassen und sich mit Sanftmut, Demut, Geduld und einem brüderlichen Sinn wappnen. Sie werden in diesen Kreisen nicht nur geben, sondern auch reichlich empfangen. — Und ich beschwöre meine Brüder in Christo, die in den Gemeinschaften sind, daß sie sich von der Kirche und von einer gesunden Theologie nicht scheiden. Oder, wenn das schon geschehen ist, daß sie das zerrissene Band in Einfach und Wahrheit wieder anknüpfen, damit nicht auch von ihren Versammlungen das alte furchtbare Wort gelte: „Als die Kinder Gottes erschienen vor dem Herrn, war Satan mitten unter ihnen.“ „Die Kinder Gottes in und außer der Kirche müssen zusammengehen, Herz an Herz, Hand in Hand, wenn nicht großes Unheil geschehen soll. Überall ist Frieden im Reiche Gottes.“

Dieser prachtvolle Christ Otto Funcke, der Mann, der Jesus so liebhatte, ist solch ein wunderbar natürlicher Mensch gewesen und geblieben. So fromm er war, so ernst er Jesus gehörte und diente, er ist niemals verschroben und übergeistlich geworden. Das macht den einzigartigen Reiz seiner Bücher aus: Hier schreibt ein Mann, bei dem ist alles unverbogen, quellend, lebensnah. Dieser Mann hat einen erfrischenden, goldigen, lauterer Humor, und den hat er als Abglanz jener Freude, die Christus in sein Leben brachte. Er hat so herrlich helle Augen, die auch das Kleinste und Geringsste nicht übersehen. Er hat an allem Beschaffenen seine dankbare Freude.

Aber das Beschaffene ist ihm immer wieder zum Abglanz und Gleichnis geworden des Ungeschaffenen, des Ewigen. Einmal — noch in den Studentenjahren — hat er mit etlichen Gesellen eine Fahrt in den Schwarzwald gemacht. Da haben die Wandersleute einen unvergeßlichen Höhepunkt erlebt. Als gerade die Sonne unterging, traten sie aus einem Hochwald heraus und sahen in der

Ferne im Purpurglanz die Schweizerberge liegen. Nie hatten sie so etwas Schönes gesehen, nie an dieser Stelle und in diesem Augenblick solch Wunder erwartet. Sie wurden in Ehrfurcht still. Und das Schöne weckte in ihnen das Heimweh nach dem noch Schöneren, nach dem Thron Gottes, nach der himmlischen Stadt. Im Anblick der im Sonnengold verglühenden Berge ging ein Ahnen durch die Herzen, wie es im Himmel sein wird. Ja, solche Christen wie Otto Funcke sollten wir sein, die sich kindlich freuen können an und auf dieser Erde — diese Freude war bei Funcke wahrhaftig kein billiger Optimismus; denn der Mann hat Leid genug mitgemacht! — und die doch Wanderer mit dem großen Heimweh im Herzen sind, das sie nach der Stadt Gottes zieht.

Was es auf sich hat mit dem natürlichen, dem menschlichen Christentum, das Funcke lebte, macht uns ein Erlebnis deutlich, das er in Schweden gehabt hat. Mit dieser Reise nach Schweden begann übrigens sein sehr tätiger Ruhestand. Da ist ihm ein Mann begegnet, der ihm folgenden merkwürdigen Dank abstattete:

„Wir schwedischen Christen verdanken Ihnen und dem seligen Emil Frommel ungemein viel. Frommels und auch Ihre Schriften sind in Schweden viel gelesen worden und zwar am Königshof und in Arbeiterkaten.

Frommel und Sie haben in unser Christentum mehr Sonnenschein, mehr Weitherzigkeit gebracht. Was einer unserer schwedischen Schriftsteller gesagt hat: ‚Bringt mehr Natur in unser Christentum und mehr Christentum in die Natur‘ — das haben Frommel und Sie uns besorgt. Mehr Natur in unser Christentum, mehr Menschlichkeit, mehr Freude an allem, was Natur und Kunst bieten, eine naturgemäße Auffassung auch von den Vorgängen des inneren, des geistlichen Lebens — das war die Mahnung an die Pietisten. — Mehr Christentum in die Natur, — keine Freude an der Natur, kein Kunstgenuß, keine Arbeit

in Kunst und Wissenschaft fern von dem ewigen Lichte, das in Jesus ist — das war die Mahnung an diejenigen, die noch mehr oder weniger Weltleute waren. Nach dieser Seite hin haben Frommel und Sie uns geholfen. Der Ton und die Art, wie Sie beide für uns redeten, war gerade für uns der rechte. Und da nun der herrliche Frommel nach Gottes Rat schon von dieser Erde geschieden ist, so heimsen Sie den Dank und die Liebe allein ein.“

Wenn das doch noch viele begriffen, was Otto Funcke so völlig in Fleisch und Blut übergegangen war, daß nämlich echte Christen keine weltflüchtigen und wehleidigen, keine verschrobenen und verbogenen Gesellen sind, genau so wenig aber von weltlicher Genußsucht halten, daß der Adel und das Siegel der Gotteskinder vielmehr die geheiligte Natürlichkeit und die königliche Freiheit in der Bindung an ihren Herrn ist — was wäre das für ein Segen für die Christenheit und für die Welt!

Der Schriftsteller.

Daß Funckes Name immer mehr über Bremen in alle deutschen Lande und in die weite Welt hinausdrang — daran sind die Bücher schuld, die der liebe Mann unermüdlich und unerschöpflich hinausflattern ließ. Diese Bücher haben ihm unendlich viel dankbare Freunde verschafft, sie haben aber auch allerlei gestrenge und bissige Kritiker auf den Plan gerufen. Nur sind diese Kritiker mit ihren Verdammungsurteilen längst in der Versenkung verschwunden. Funckes Bücher aber werden immer noch gelesen. Immer noch freuen sich Menschen an seiner besonderen Gabe, so schlicht, so natürlich, so bildhaft das Ewigkeitslicht in die Alltagswelt hineinstrahlen zu lassen.

Schon der Bub Otto Funcke mit seinen acht oder neun Jahren hat fürs Leben gern erzählt. Seine kleinen Freunde und Freundinnen aus der Nachbarschaft sind

seine begierige und begeisterte Zuhörerschaft gewesen. Ihre vor Staunen und Spannung geweiteten Augen und die Tränlein der Rührung und Theilnahme, die ihnen je und dann über die Backen rannen — das war Otto Funckes erstes redlich verdientes Honorar. Es sei nicht das schlechteste gewesen, meint er selber. Woher er nun die Freude am Erzählen habe — darüber läßt uns Funcke nicht im Zweifel. Das ist ein Erbstück seiner seligen Mutter. Wie hat die Mutter erzählen können! Wie leuchtete das kleinste und unscheinbarste Alltagsleben auf, wenn der Mutter unerschöpfliche, an der Ewigkeit genährte Poesie und Phantasie sich seiner bemächtigte! Wenn sie nur sagte: „Da fällt mir doch gerade etwas ein, Kinder“, dann wußten ihre Buben: „Aha, jetzt geht's los“, und setzten sich erwartungsvoll in Positur.

Immer und überall erlebte die Mutter etwas. Und dazu besaß sie die eifrig angewandte Gabe, anderen Leuten ihre Erlebnisse zu entlocken. Und der Otto hat's schon als Bub gerade so gehalten. Erstaunlich, was der durch Kränklichkeit so oft ans Haus gefesselte Junge alles erlebt hat! Und wie oft sind Mutter und Sohn gemeinsam beschäftigt gewesen, aus der buntscheckigen Menschenschar, die in Vater Funckes Sprechzimmer hineingeschneit kam, an Geschichten herauszufragen und herauszuholen, was nur immer herauszuholen war. Was Mutter nicht ausfragte, das pumpte ihr kleiner Sohn heraus. Gelesen hat er auch viel, der kleine Otto. Beneiden kann man ihn, wie er alles behalten und wiedergeben konnte.

Der Gymnasiast in Gütersloh und der Student in Halle und Tübingen hat sich gelegentlich in Reimereien versucht. Aber erst als Otto Funcke durch Gottes Gnade ein festes Herz bekommen hatte und in dem kleinen rhei-

nischen Gebirgsdörflein Holpe die ersten Schritte im eigenen Pfarramt wagte, kam die Zeit, die seine Gabe des Erzählens und des Schriftstellerns richtig weckte. Vertrauensvoll legte der liebe Pastor Engels in Nümbrecht die Schriftleitung des bescheidenen Pietistenblättleins „Der Volksbote an Sieg und Agger“ in die Hände seines Freundes Funcke. Der nahm das neue Amt nur widerstrebend an. Aber bald kriegte er Freude daran. Der Leserkreis wuchs, und manch dankbares Echo bezeugte, daß die Art Funckes die Leute ansprach, auch solche, die dem Evangelium fernstanden. Funckes frische, natürliche, unbekümmerte Weise ließ aufhören.

Als Keimzelle der gesamten Funckeschen Schriftstellerei könnte man die Abhandlung „Wie steht's mit der Kassa?“ bezeichnen, mit der der Sechszwanzigjährige am Anfang des Jahres 1863 seine Tätigkeit am „Volksboten“ begann. Sie sei mit einigen Kürzungen wiedergegeben:

„Der Volksbote meint, eine Bilanz zu machen, ist auch im Irdischen ganz verständig; eine Karrheit ist's aber, wenn man darüber die Bilanz in himmlischen Dingen zu machen vergißt! Denn wir haben außer dem irdischen Beruf auch einen himmlischen, und der ist soviel wichtiger, als der Himmel höher ist denn die Erde und die Ewigkeit länger als dieses kurze Leben von 10, 20, 40, 80 Jahren.

Da hat nun der Volksbote vier Klassen oder Abteilungen gemacht... Gib Achtung und lerne, in welcher du wohl bist, denn das ist die wichtigste Sache. In der ersten Klasse da sitzen Leute — und ich hoffe, es sind viele von uns mit dabei! — die rechnen und rechnen, und das Auge wird ihnen naß dabei und läuft über. Bald schauen sie aufwärts, und bald schauen sie einwärts, in ihr Herz hinein. Sie können erst garnichts herausbringen, endlich sinken sie in die Knie und sprechen mit dem alten Jakob: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an mir getan hast! (1. Mose 32, 10). Du hast mir alle meine Sünden

vergeben und meine Schuld in des Meeres Tiefe geworfen. Du hast mich selbst wohl immer mehr zuschanden gemacht, hast aber mein Herz fest gegründet in Dein Herz hinein. Alles, alles, Du treuer Gott, alles, was mir ist vorgekommen, hast Du also geleitet, daß Deine Gnade gnädiger und Deine Treue getreuer geworden ist in meinen Augen! Nun will ich mit fröhlichem, gestrotem Mut den Anker meiner Hoffnung hineinsenken in Deine Erbarmung. Nun weiß ich, es gehe, wie es gehe, es geht zur Herrlichkeit! . . .'

Wer hat nun Herz und Mut, sich in diese Abteilung zu setzen? Aber daß keiner sich da hineinfusche und hineinphantasiere! Phantasien und Redensarten, die helfen im Christentum nichts. Man kann wohl die Uniform der Streiter Gottes erborgten und Kanaans Sprache erlernen, man kann sich selbst täuschen und vielen klugen Leuten Sand in die Augen streuen, — darum bleibt man aber doch, der man ist, und ihr habt wohl gelesen, wie einen kurzen und scharfen Prozeß der große König auf seiner Hochzeit macht mit den Gästen, die sich nur so in die Reihe hineingeschmuggelt hatten! . . . Es prüfe sich doch ein jeglicher selbst, ob er einen lebendigen Christus in sich hat, oder ob er nur ein gemaltes Heiligenbild an der Wand hängen hat. (Matth. 7, 26 u. 28) . . .

Nun laßt uns die zweite Abteilung ansehen und mit ihr die Bilanz machen. Was sind das für Leute in der Abteilung Nr. zwei? O, das sind liebe, liebe Leute, und für die hat der Volksbote nur puren, lautereren, hellen Trost. Sie machen Bilanz mit zitternder Hand und schreiben endlich hin: Summa: ‚O, daß ich doch einen Heiland hätte!‘ Sie stehen noch von ferne und fragen: ‚Herr Jesu, dürfen wir wohl kommen? Wir haben alles verloren, woran wir früher unseres Herzens Lust und Wonne hatten. Wir merken aber, daß in Dir aller Freuden Fülle ist. Dürfen wir auch wohl kommen zu Dir?‘ . . .

Frohe, frohe Botschaft an die Leute in der zweiten Abteilung! Hebet eure Häupter in die Höhe, denn die Erlösung naht! . . . Ihr lieben zitternden Herzen, bleibet nur in der Einfalt und werfet euer Vertrauen nicht weg, so will's euch der Volksbote wohl felsensfest verheißen: Dies wird ein gnädiges Jahr vom Herrn sein! Und wenn ihr wieder die Bilanz macht, werdet ihr frisch und getrost hinschreiben:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert!

Nunmehr kommen wir zur dritten Abteilung. Das sind solche Leute, die auf der Wippschaukel sitzen und immer so auf- und niederwippen. Sie wollen wohl und wollen auch wieder nicht. Sie haben keine Ruhe mehr in dem Alten, aber das Neue behagt ihnen auch nicht. Wenn sie Jesus und die Welt, Gottes Willen und ihren eigenen Willen könnten in einen Teig zusammenkneten, das wäre ein Kuchen nach ihrem Geschmack! — O, das sind arme, beklagenswerte Leute, die in der dritten Abteilung! . . .

Ihr armen, betrogenen Leute, wie lange soll das noch so gehen? Wie lange wollt ihr so zwischen Hängen und Würgen herumtaumeln? Ihr habt ja gar nichts mehr! Die Lust der Welt ist euch versalzen, und die Hochzeit im Himmel geht euch so auch nichts an! Und was denkt ihr denn? Glaubt nur, Gott läßt nicht mit sich spaßen oder sich zum Narren halten! Er lockt und lockt und lockt auf allerlei Art; will's aber alles nicht nützen, so hat er sein Schwert gewetzt und seine Pfeile zugerichtet zum Verderben. Wißt ihr auch, was auf die Gnadenzeit folgt? Die Verstockungszeit! Darum, so lange es heute heißt, macht euch eilend auf und brecht in des Herrn Kraft durch alle Hecken und Zäune hindurch bis in den Staub zu den Füßen Jesu: Herr, hier bin ich denn endlich auch! Nimm auch mich als deine Beute! . . .

Jetzt endlich kommt die vierte Abteilung, und ihre Zahl ist Legion. Bei Lichte besehen, haben sie alle diese Grundfarbe, und die heißt: Sicherheit, Fleischesruhe. Da sind freilich honette, tugendhafte Leute und rohe Saufgesellen, fromme Kirchgänger, die jeden Sonntag an ihrem Plätzchen stehen und in ihren Hut hineinbeten, und schändliche gottlose Spötter, die über alles, was hoch und heilig ist, lachen; da ist leichtfertiges Komödiantengesindel und Mietlinge mit dem Hirtenstab, die aber nur die Schafe scheren, statt sie zu weiden: — die alle sind hier in einen großen Topf zusammengeworfen, sie mögen dem armen Volksboten noch so bitterböse und auffässig werden. Er weiß, was er weiß! Er weiß, daß es im Grunde ganz dieselbe Sache ist, ob einer ein fertiger Heiliger oder ein loser Spötter ist; einerlei, ob einer sein rechtschaffenes Fleisch streichelt und spricht: „Du liebes Fleisch, du bist so fromm und gut, dir kann der Him-

mel nicht fehlen!' oder ob einer sagt: ‚Gott und der Teufel, Himmel und Hölle, das sind nur so alte Kalendergeschichten, mit denen man die Kinder bange macht. Laßt uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot!' Das bleibt sich im Grunde alles ganz gleich!

Der Volksbote hat in der Bibel nur von e i n e m breiten Weg und nur von e i n e r Hölle gelesen, und wenn also der Hohepriester Kaiphas nicht zu Abraham und Abel gefahren ist, so muß er wohl mit Pharao und Judas Ischarioth in einer Behausung sein. Das mag wohl hart lauten und manchem schief sitzen, aber der Volksbote hat nun einmal auf Fizefazen und Winkelzüge nicht studiert. — Was soll nun der Volksbote den Leuten in der vierten Abteilung sagen? Er will ihnen am liebsten garnichts sagen; denn sie haben doch ihre Bilanz schon für sich gemacht und ärgern sich nur über den armen Volksboten, weil er ihnen so muckerhaft und altväterlich dumm vorkommt. Was sollte er da noch Worte verschwenden? Wenn aber der Geist Gottes in die Totengebeine fährt, so werden sie wohl lebendig werden, und niemand wird sich mehr freuen als der Volksbote.“

Nicht wahr, das ist klare Rede und kernige Speise! Da weiß jeder, was gemeint ist. So klar und kernig ist Otto Funcke sein Leben lang geblieben, und auch gerade in seiner Schriftstellerei. In Hütten und in Palästen hat man seine Bücher verschlungen. Vielen haben sie zu einer Begegnung mit Jesus verholfen, vielen Licht und Trost und Begleitung gebracht. Niemals bleibt Funcke in blasphemischen Redensarten stecken, niemals ergeht er sich in trockenen Allgemeinplätzen. Er greift ins Leben hinein. Was er mit seiner Schriftstellerei eigentlich will, besagt prächtig voll der Titel eines Buches, in dem einer der Söhne aus des Vaters Nachlaß einen bunten Blumenstrauß zusammengebunden hat: „Alltagsfragen im Ewigkeitslicht“. Ja, das ist Funckes Ziel bei allem, und das ist seine einzigartige, hilfreiche Kunst: Er hebt die Sorgen, Nöte

und Freuden des Alltags in das Ewigkeitslicht. Er sucht die Menschen da auf, wo sie bangen und hoffen, weinen und jubeln, wo sie siegen und angefochten werden. Und er zeigt ihnen, wie alles Hoffen und Sehnen, alles Sorgen und Suchen im Tiefsten zur Ruhe kommt, wenn Jesus und die Ewigkeit unser geworden ist!

Immer geht Funcke vom Erlebnis aus, nie von der Theorie. Dafür noch ein Beispiel. Eins der schwierigsten Probleme, an dem die Theologen in vielen Jahrhunderten sich erhitzt haben, ist die Frage nach dem Verhältnis von Gesetz und Evangelium. Funcke ist kein Mann, der sich in abstrakter Weise in diese Frage hineingrübelt. Nein, er hat die Lösung erlebt, schon als Bub:

Ein junger, reicher Bauernsohn ist von der Leiter gestürzt. Es war ihm vom Vater streng verboten, auf ihr herumzuklettern. Er ist lebensgefährlich verletzt. Vater Funcke, den man geholt, und der seinen Otto mitnimmt, kann nur feststellen: „Hier ist meine Kunst zu Ende. Gustav hat zweimal das Rückgrat gebrochen. Je eher er stirbt, desto besser für ihn.“

Lassen wir Otto Funcke selber weiter erzählen:

„Ich trat hinzu und wollte dem Knaben, den ich lieb hatte, noch einmal die Hand reichen. Aber Gustavs Vater kam mir zuvor und sagte mit eiserner Stimme: ‚Da haben wir das Unglück, du ungehorsamer Junge! Gustav, habe ich dir nicht streng verboten, die Leiter zu betreten? Und du hast es doch getan. Und nun hast du uns dies Unglück gemacht. O, ich armer Mann, nun habe ich keinen Sohn und Erben mehr.‘

Mit einem fast feindlichen Blick trat er von dem Sterbebette weg. Ich aber sah, wie die Züge des Knaben sich schrecklich verzerrten. — Doch bald kniete die Mutter am Bette ihres einzigen, geliebten Kindes, nahm seine Hand und sagte in einem Tone, darin ein Meer von Erbarmen zusammenströmte: ‚Gustav,

armer herzenslieber Gustav, Gott hat dich lieb, noch viel lieber wie ich dich habe. Glaube es nur: der große, herrliche Gott im Himmel hat dich lieb, auch wenn er dich jetzt sterben läßt. Er hat dich so lieb — ach, mein Kind! Er sagt zu dir: Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. Zum Himmel zieht er dich, zur Freude, die ewig währt, durch kurze Schmerzen hindurch.'

Dies sagte die Mutter. Nie aber habe ich in dem Antlitz irgendeines Menschen eine so schnelle, wunderbare und herrliche Verwandlung gesehen, wie in dem Angesicht des kleinen Gustav. Bei den Worten seines Vaters wurde sein Gesicht völlig verzerrt. Der Mutter Rede aber schuf, daß eine hohe, unsagbare, himmlische Freude darüber leuchtete. Wie verückt streckte er seine Hände aus, so gut er vermochte, und sagte: 'Er hat mich lieb! Er hat mich lieb! Gott hat mich doch lieb!' — Dann wurde er bewußtlos. Er starb auch bald in der Bewußtlosigkeit, aber mit dem holdesten Lächeln auf den Lippen.

Mein Vater und ich gingen heim. Wir waren beide stumm. In meinem Gemüte aber ging allerlei vor. Hatte Gustavs Vater mit seiner harten Rede denn nicht völlig recht gehabt? War nicht jedes Wort, das er sagte, durchaus wahr? — Ja freilich! Der Mann konnte es beweisen, daß auf den Ungehorsam die Strafe, auf die Sünde der Tod folgt. — Und nun die Mutter? Ja, sie sprach wohl von der Liebe Gottes. Aber schien nicht alles, was jetzt vorging, dagegen zu sprechen? Sprach nicht ihr eigenes zuckendes Herz, sprach nicht das zerbrochene Gebein ihres Liebblings viel eher von Grausamkeit Gottes? Sie aber glaubte, trotz allem, was in die Erscheinung trat, und gegen alles, was in die Erscheinung trat, an die Liebe, an die große, sonnenhafte, siegende Liebe. Und die Botschaft von dieser Liebe hatte den kleinen Gustav lebendig gemacht mitten im Tode.

Ja, das alles hatte ich gesehen, sagen wir lieber: erlebt. Unklar und verworren ging es durch mein junges Herz. Als ich zehn Jahre später auf der Kanzel stand, da drückte ich es also aus: das Gesetz ist recht und wahr und heilig. Aber es richtet nur Zorn an. Ja, es tötet. Es ertötet in dem Menschen die Hoffnung und den Mut auf Besserung. Es ertötet in ihm das Vertrauen auf Gott. — Das Evangelium aber, das zu den müden, verzweifelten Seelen

spricht: „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen“, — dies Evangelium im Munde des Heilandes, der tatsächlich das verirrte Schäflein aus den Dornen löst, — ja, das Evangelium macht lebendig, ewig lebendig, wenn's recht erfaßt wird.

Viele Bücher habe ich seit einem halben Jahrhundert gelesen über das große Thema von Gesetz und Evangelium. Aber einen besseren Kommentar darüber, als das Erlebnis mit dem kleinen Gustav, habe ich nicht gefunden. Auch im Römerbrief nicht. Ich hatte es erlebt, was Gesetz und Evangelium sind und was sie vermögen. Keine Theorie in der Welt aber ersetzt das Erleben, die Tatsache.“

So hat es Funcke immer gehalten bei seiner Schriftstellerei. Er hat nie die Theorie überwuchern lassen. Das Erleben und die Tatsache beherrscht bei ihm das Feld. Mag er nun von seinen mannigfachen Reiseerlebnissen so anziehend belehrend plaudern, oder mag er sich an die erbauliche Auslegung biblischer Bücher und Geschichten wagen: immer ist alles herzerfrischend praktisch und lebensnah, tief fromm und herrlich natürlich, entschieden christlich und weitherzig menschlich. Immer leuchtet die Ewigkeit in die Zeit hinein. Immer wird Jesus verherrlicht.

Ein paar Titel aus der reichhaltigen Schriftstellerei Funckes seien erwähnt: „Die Fußspuren Gottes in meinem Lebensweg“ — „Reisebilder und Heimatklänge“ — „Bademeikum für junge und alte Eheleute“ — „Die Welt des Glaubens und die Alltagswelt“ — „Wie man glücklich wird und glücklich macht“ — „Willst du gesund werden?“. — Wer Schriften von Otto Funcke alt oder neu erwerben kann, der besinne sich ja nicht lange, sondern greife zu. Er wird's nicht bereuen!

Vom Beten.

Ich sage — selbst auf die Gefahr hin, daß man es platt findet —: Wenn Du beten willst, so spare nicht mit der Zeit; laß Dich die Zeit nicht gereuen, die Du auf's Gebet verwendest! Es ist beleidigend für die göttliche Majestät, wenn Du vor ihr wie „auf heißen Kohlen“ stehst. Kein Wunder, wenn es da zu keiner Gemeinschaft kommt. Wenn wir bei irgendeiner sehr vornehmen und einflußreichen menschlichen Person Audienz haben, so sind wir keineswegs darauf aus, die Zeit zu sparen, sondern suchen vielmehr, sie auszukaufen und von der Weisheit, Macht und Gegenwart dieser Person möglichst Vorteil zu ziehen. Aber wenn wir ehrlich sein wollen (und wir wollen doch alle ehrlich sein, und besonders gegen uns selbst!), so ist unser Gebet, unser Reden mit Gott tausendmal nichts als ein bloßes eiliges *Abmachen*. Das ist entsetzlich. Wir sind zu fromm, als daß wir ohne Gebet sein könnten; wir sind aber zu gottlos, um rechte Freude daran zu haben. Wir sind zu gläubig, als daß wir ohne Gebet meinen durchkommen zu können; wir sind aber nicht gläubig genug, wirklich zu glauben, daß es etwas Rechtes hilft. Wir bringen unsern Zoll dar, wie es sich ziemt, und dann sind wir froh, schnell zu unserer Zeitung, zu einem Buche, zur Arbeit, zur Geselligkeit übergehen zu können. Der Stimme aber, die uns zurückrufen will, antworten wir, daß wir keine Zeit mehr haben.

Errötest du nicht bei dem Worte: „Keine Zeit zum Gebet“; keine Zeit für die Ewigkeit —? Wahrlich, das ist absurder als: Keine Zeit zum Atmen...

Jeder Kenner der Kirchengeschichte kann leicht erkennen, daß alle die großen Diener und Arbeiter Jesu, wie Paulus, Augustinus, Luther usw., ihre besonderen und häufigen „Stunden“ hatten, die sie einzig und allein dem Gebete weihten. Sie waren doch wohl noch etwas mehr beschäftigt als du es bist, und doch, du fühlst, daß du diese Männer schänden würdest, wenn du sie also reden ließeest. Die Sache liegt doch wohl tiefer: Im Willen und im Glauben, oder besser, in der Stumpfheit des Willens und im Mangel an Glauben. Vielleicht graut es dir gar, mit Gott allein zu sein, oder es fehlt doch der Zug zu ihm. Du meinst schließlich, auch schon allein fertig zu werden. Oder fehlt, trotz aller Orthodorie, die kindliche Zuversicht, daß er dich wirklich und wesentlich höre? Wer mit

freier Stirn sagen kann, daß bei ihm das Gegentheil von allem der Fall sei, der wird auch nicht sagen, daß es ihm an der Zeit fehle.

„Siehe, er betet!“ (Apg. 9, 11). Achten wir auf dieses „Siehe“. „Siehe“, sagt man, wenn man auf etwas Seltenes, Unerwartetes hinweisen will. Dieser geknickte blinde Mann Paulus, diese kniende Gebetsgestalt, diese gefalteten Hände, die vor kurzem noch mit den Ketten rasselten, dadurch er die Christen binden wollte, und die er jetzt mit Bußtränen nezt, — das ist ein großes Schauspiel vor Gott. Siehe, er betet; es ist, als ob Gott selbst sagen wollte: das ist etwas, was des Anschauens wert ist; das ist ehrwürdig und gewaltig vor meinem Angesicht; darüber staunen auch die himmlischen Geister.

Was ist alle Herrlichkeit der Welt vor den Augen des Heiligen und Herrlichen in der Höhe? Grasblüte, welkend Laub! Alle Menschenherrlichkeit ist Eitelkeit vor seinem Angesicht, und zur Torheit macht er aller Menschen Weisheit. Aber hier ist etwas, was sein Staunen erregt; gerade dies, was die Welt verachtet, gerade dies, was sie als Zeichen der Schwachen, hinter der Zeit zurückgebliebenen Geister achtet. O, wie so verschieden ist doch das Urteil Gottes und das Urteil der Menschenkinder! Wie verschieden ist das Maß, womit hier und dort Wert und Unwert der Dinge und der Menschen abgemogen wird!

Ein Mensch, der wirklich betet, das ist also ein großes Schauspiel nach Gottes Urteil, wert, von dem ganzen Himmel und der ganzen Erde bewundert zu werden. Aber liegt nicht auch in diesem „Siehe“ eine erschütternde, demütige Bußpredigt für die „betende“ Menschheit, — um von der nicht betenden garnicht zu reden? Würde Jesus wohl: „Siehe!“ sagen, wenn das Gebet, das nach seinem Urteil Gebet ist, etwas so Alltägliches wäre? Und wenn das „Siehe, er betet“, uns offenbaret, daß trotz der Millionen Gebete, die täglich aufsteigen, das wahre Gebet etwas Seltenes ist, — wird dann dieser staunende Ausruf des Heilandes nicht zu einer Gewissensfrage für jeden Christen? Was denkst du, Leser? Würde er, der Augen hat wie Feuerflammen, auch in dein Gebetskammerlein hineinweisen und sagen können: „Siehe, der betet!“?

Demut.

Es gibt eine echte und es gibt eine unechte Demut; es gibt eine, die nur Demuts-Schein und Gestalt hat, und eine, die wirklich Frucht hat, wie der gute Weizen; es gibt eine, die sich im Feuer in Nichts auflöst, und es gibt eine, die gerade im Feuer der Demütigungen nur desto tiefer gegründet, verherrlicht und verklärt wird, wie das durchläuterte Gold.

Welches ist denn nun die nachgemachte Demut? Die falsche Demut beweiset sich nur in demütig klingenden Worten, in demütig scheinenden Gebärden und Thaten, fließt aber nicht aus einem gedemütigten Herzen.

Läßt mich frei und ehrlich reden, wie ein Nachfolger des Wahrheitskönigs tun soll! Viele derer, die Christen heißen wollen, bilden sich ein, das sei Demut, wenn sie nur immer recht volltönend „von ihren zahllosen Sünden, von ihrer unermesslichen Schuld, von ihrer namenlosen Verdorbenheit“ redeten, tüchtig den Kopf hängen ließen und ein sauertöpfisches Gesicht aufsetzten, das nach sieben Tagen Regenwetter aussieht; — wenn sie dagegen ferner das Gute, was etwa an ihnen ist, immer ableugnen vor andern und sich stellen, als ob sie nichts davon wüßten, noch wissen wollten, während sie doch keinen süßeren Ohrenschaum haben, als wenn man sie lobt. Auch verstehen diese Leute ganz vortrefflich, auf ihre Tugenden und Großthaten das Gespräch zu bringen, nicht so grob und dumm, sondern fein schlangenklug, von hinten herumschleichend, indem sie sich über die Mäßen — tadeln und vermaledeien . . . Und ich meine, ein lauterer, gedemütigtes Gotteskind hat gewiß schon immer einen Widerwillen, wenn ihm einer vorkommt, der sogleich mit der Tür ins Haus fällt und unaufhörlich von seinem inneren Elend und seiner Verdorbenheit redet. Das ist ein fragenhaftes Christentum . . . Wer immer bekräftigt, wie sehr er verdorben sei, wie sehr er sich selbst hasse, bei dem wird's gewiß mit der Demut nicht weit her sein. Wer wirklich den Jammer seiner Sünde in Mark und Bein fühlt, der ist auch zu keusch, um davon überall Lärm zu schlagen; außer wo er sich ein Wort der Zucht und ein Wort des Trostes holen kann, da mag er sich entdecken.

Ach, es gibt deren viele, die treiben nur Hochmut in ihrer Demut, und es findet sich sehr oft, daß diejenigen, die immer die Sündentrompete in der Hand haben, gar wild und zornig werden, wenn man sie über eine bestimnte Sündenhandlung oder über

einen einzelnen Fehler anfaßt, und das Kind beim rechten Namen nennt...

Im allgemeinen verfluchen und verabscheuen sie sich; macht man aber Ernst mit ihrem Bekenntnis, faßt man sie darauf an, dann rückt das sanfte Lämmlein die versteckten Bockshörner heraus und richtet sich stolz in die Höhe auf die Hinterfüße: — „wie? Ich — ich — ich — sollte so sein?“

Der alte Pastor Gottfried Daniel Krummacher selig kam einst zu einer Frau, die in ihren eigenen Augen eine vorzügliche Christin war, vor anderen. „Ich kann es Ihnen garnicht sagen, lieber Herr Prediger (so fing sie gleich an), was für ein miserables, greuliches Geschöpf ich bin.“ — „Das glaub' ich auch!“ war die trockene und kühle Antwort des Menschenkenners. — „Wie, Herr Pastor, was haben Sie denn von mir gehört? was haben Sie gegen mich?“ so schrie nun wie besessen das selbstgerechte Weib, die mit ihrem Sündengeschwäg den Pastor nur reizen wollte, sie recht zu loben!

Wer sich demütigen kann unter Gottes Hand im Bewußtsein seiner eigenen namenlosen Unwürdigkeit — wer sich sagen lassen kann von Menschen, die es treu mit ihm meinen, ja, auch aus der Verleumdung der Feinde das Körnlein Wahrheit herausfinden, — wer sich selbst aufgegeben hat und von sich selbst nichts mehr wissen will, — wer einfältiglich Gott gibt, was Gottes ist, und sich selbst gibt, was ihm selbst zugehört, — der ist demüthig. —

David's größte Heldentat.

Jedermann staunt David als einen großen Helden an, aber von seiner größten Heldentat wird am wenigsten geredet. Daß er sein Lämmlein aus des Löwen Rachen herausgeholt, oder daß er den großen Goliath umgeworfen und ihm sein Haupt, womit er über alle Leute wegsah, abgehauen hat, — das sind gar respectable Geschichten, und Schulkinder haben schon ihre Wonne daran! Eine viel größere That aber hat er ohne Spieß und Schwert ausgeführt, als Simei, der hündische Mensch, dem großen König auf seiner traurigen Flucht mit Steinen nachwarf, ihm fluchte und ihn einen Bluthund nannte. Was tut da David? Er hätte nur zu winken brauchen, so hätten seine Begleiter den Lästler des Gesalbten Gottes niedergehauen. Statt dessen denkt der große König: „Ei, wenn der Simei auch ein schlechter Kerl ist, das Lästern ist nicht von ungefähr; das hab' ich mit meiner verfluchten Sünde wohl

verdient“, und er sprach: „Laßt ihn fluchen! Der Herr hat's ihn geheißt!“ Seht, das war ein staunenswerter Triumph der Kraft Gottes in der Schwachheit des David! Das war eine Tat, daß er nichts tat, als — sich demütigen! Das war vor Gott millionenmal mehr wert, als lange Reden über das Sündenelend und die Verderbenheit des menschlichen Herzens. Nichts ist schwerer, als in dem, was schlechte Menschen in böser Absicht und sündiger Weise gegen uns reden und tun auch darin den Finger des züchtigenden Vaters zu finden; auch aus diesem Kot noch die Wahrheit herauszufuchen; auch da noch zu fragen: Was kann ich zur Besserung meines Herzens aus diesen Lästerreden lernen? So machte es David, — und darum war er „der Liebling Jehovas“! Mach du es auch so, so wirst du auch „ein Busenfreund des Sohnes Gottes“ — wie Johannes war. David hat's dann bei den Demütigungen noch weiter gebracht, als daß er stille schwieg, er hat in einem Psalm einen Vers gesungen, gegen den alle die herrlichsten Hallelujahs keinen Klang mehr haben, nämlich den Vers: „Ich danke Dir, daß Du mich demütigst, denn wenn Du mich demütigst, machst Du mich groß!“ Seht, das war ein Wort, oder vielmehr das war eine Tat, eine größere Tat, als wenn er alle Berge der Welt aufeinander getürmt hätte! Wer schon weiß, was klein und groß ist, der weiß, welch eine große Tat das war; und die so wie David wegen ihrer Demütigungen fort und fort danken, denen werden einst die herrlichsten Kronen und Throne im Himmel zuteil werden, sie mögen nun hier in der Welt heißen Könige oder Kindermädchen, Professoren oder Schuhlicker!

Kannst du vergeben?

Es ist in der Tat ein schweres Ding um das Vergeben. Es ist aber auch ein großes und mächtiges Ding. Es macht einen gewaltigen Eindruck auf die, die es erleben, wenn der Beleidiger um Vergebung bittet.

Meine seligen Eltern waren beide von sehr lebhafter Art und sehr verschiedenen Temperaments. Auch waren sie in vielen Dingen verschiedener Meinung, so daß es oft heftige Kollisionen gab. Leider auch zuweilen in Gegenwart der Kinder; denn die beiden waren zu lebhaft, um zu warten, bis wir Kinder verschwunden waren.

So geschah es einmal Sonntags mittags bei Tisch, daß mein Vater sagte, er wolle mit uns Jungen einen Spaziergang auf einen

Bauernhof machen, wo er als Arzt zu tun habe. Wir waren sehr glücklich über diese seltene Freude; denn Vater benutzte gewöhnlich sein Pferd.

Meine Mutter aber protestierte heftig und forderte, daß wir erst bei Großvater in die öffentliche Kinderlehre gingen, die zwischen drei und vier Uhr stattfand. Vater lachte ein wenig spöttisch und sagte zu unserer Mutter: „Du willst aus den Jungens Pfaffenknechte machen statt tapfere Männer. An diesem Tage, wo unser Herrgott so schönes Wetter gegeben hat, sollen sie ihren Vater und den Himmel genießen, statt sich an den veralteten Dogmen ihres Großvaters zu langweilen.“ Und nun fing er an und machte sich lustig über allerlei Wunderlichkeiten des alten Herrn, die allerdings in seinen sehr hohen Jahren manchen Anstoß boten.

Mutter schnitt ihm mit tieftraurigem Anlitz das Wort ab. „Karl“, sagte sie, „wie kannst du so unrecht tun! Denkst du nicht daran, daß Großvater mein lieber Vater ist, von dem du so redest? Und hast du nicht so oft gesagt, daß er im Grunde der edelste und frömmste Mann von der Welt sei? Und nun die Kinder! — O Karl, Karl!“

Jetzt sah ich, wie unser Vater erzitterte und erblaßte. „Liebste Frau“, sagte er und wollte sie umarmen, „ich habe unrecht getan gegen Gott und gegen dich und gegen die Kinder! Ich bitte dich, verzeihe mir!“ Er eilte auf die Mutter zu, und als sie zurückwich, sagte er flehentlich: „Verzeihe mir um des Blutes Christi willen!“

Bald weinten beide, indem sie sich in den Armen lagen. — Diese Szene machte auf uns und jedenfalls auf mich einen erschütternden Eindruck. Daß unser starker, stolzer Vater auch weinen konnte, und noch mehr, daß er sich so beugen konnte, daß er so von Jesu sprach, dessen Name damals noch sehr selten über seine Lippen kam, — das wirkte tiefer auf mich als alle Predigten, die wir in der Kirche hörten, und die wir doch meist nicht verstanden.

Beide Eltern gingen an jenem Tage mit in die „berüchtigte“ Kinderlehre, und die Mutter ging auch mit auf den Bauernhof, was eigentlich nicht im Programm lag. Und unterwegs zeigte gerade der Vater uns, wie der Großpapa allerlei Beherzigenswertes gesagt habe. Die Bauersleute aber, die wir besuchten, entdeckten, daß wir Knaben sehr nett und ordentlich seien, was man durchaus nicht immer fand.

Auf uns Brüder hatte diese Szene zwischen den Eltern einen so tiefen Eindruck gemacht, daß lange keine bleibende Verstimmung unter uns aufkommen konnte. Das Wort *Vergeben* war uns tief eingeprägt.

Bekennet einer dem andern seine Sünden!

Leichter ist es, dem ewigen Gott als den armen, eiteln Menschen die Schlangen und Untiere zu weisen, die in unserm Herzen herumkriechen und unser Leben verwüsten... Aber es wird uns entsetzlich schwer, einem Mitsünder zu sagen, welcher grauenvolles Gewürm auf dem Boden unseres Herzens kriecht, — und woher kommt das? Es kommt allein aus deiner Selbstgefälligkeit, Eigengerechtigkeit und stolzen Dünkelhaftigkeit, die auch im Gnadenstande noch gerne in uns fortwuchern, und die schwerer auszurotten sind als das hartnäckigste Unkraut.

Sodann hindert uns auch am Bekennen eine törichte *Furcht*. Der Mensch spricht nämlich: „Ich wollte wohl bekennen, ich bin nicht zu stolz, aber dann verliere ich allen meinen Respekt und Kredit bei meinem Bruder! O, was sollen die Leute von mir denken, wenn sie das und das von mir wüßten! Nein, das soll nun und in Ewigkeit nicht ein sterblicher Mensch erfahren; ich könnte mich ja nicht mehr vor den Leuten sehen lassen!“

Aber glaube nur, Freund, das ist eine ganz falsche Furcht — und ist recht das Gegenteil von deiner Besorgnis der Fall! Die Brüder stehen mir gerade am höchsten, die kein Hehl gegen mich aus ihren häßlichen Sünden machten; ebenso weiß ich, welche mich am liebsten haben. Denn klagt man so dem andern seine Not, muß er dann nicht sagen: „Ei siehe, das ist ja bei mir ebenso, nur daß ich noch nicht so demütig war, es zu bekennen!“ — Überhaupt aber müssen wir nicht so ängstlich nach den Folgen fragen, wenn Gott uns ein deutliches Gebot gegeben hat. Wir sollen's dann einfältig tun und des Weiteren Ihn sorgen lassen. Bei der Erfüllung von Gottes Geboten ist auch allemal Gottes Segen, und es wird sich am letzten Ende wohl ausweisen, daß du gut dabei gefahren bist, als du tatest, was Er dir gebot, selbst wenn es auch gegen deine Eintagsweisheit und Staubphilosophie gewesen wäre.

Was im Besonderen eben die Sache betrifft, die wir hier besprechen, so will ich das Beispiel eines reich gesegneten Zeugen Jesu, der nun schon in das obere Jerusalem eingegangen ist, anführen.

Dieser war als Student noch unbekehrt; bald nachher zog ihn der Herr zu seinem Herzen; aber, wie's so oft geht, viele lustige Freunde von der Studentenzeit her konnten sich nicht anders denken als: „Der N. N. ist ein Heuchler geworden.“ Nun hatte dieser N. N. als Student einem seiner Freunde heimlich ein Federmesser, das ihm sehr wohl gefiel, fortgenommen. Später stellte ihm der Heilige Geist diese Sünde unter die Augen und ließ ihm keine Ruhe, er sollte hingehen, das Messer wiederbringen und demütig seine Schuld bekennen. O, (so erzählte mir der Bruder) was war das ein saurer Gang! Das Messer wollte ich ja wohl gerne missen und tausend Messer, aber ich zitterte, wenn ich dachte: „Er hält dich jetzt schon für einen Heuchler, wie wird's aber nun erst werden?“ Doch ich ging hin; ich bekannte die Sünde mit zitternden Lippen, und — was geschah? Jener Mann (ein Jurist) fiel mir weinend um den Hals und rief: „Nun sehe ich, daß es mit deiner Bekehrung etwas Echtes ist, nun habe ich Respekt vor dir!“ — Solcher Beispiele könnte ich viele anführen, und meine lieben Leser können gewiß auch welche hinzufügen.

Wie offen aber die Leute meist sind mit dem Bekenntnis ihrer Leibesschäden, ebenso unaufrichtig sind sie allermeist, wenn die Schäden der Seele sollen bekannt werden. Bei der allgemeinen Beichte in der Kirche mit einstimmen und „Ja“ sagen, ist für viele sehr leicht, aber die einzelnen Sünden zu bekennen, ist auch dem Demütigsten sehr schwer.

Und hier gilt's nun herauszurücken, nicht nur mit dieser und jener einzelnen Sünde, sondern mit allen und mit denen, die uns selbst am häßlichsten und widerlichsten erscheinen, zuallererst. Aber da kommt nun wieder unsere Heuchelei ins Spiel. Wir sprechen wohl auch von einzelnen Vergehungen, aber immer das Schlimmste, das Greuelhafteste möchten wir weglassen oder nur andeuten, vertuschen, verbrämen — nur so verblümt davon reden — oder, wenn's geschieht, gleich ein Regiment Entschuldigungs- und Erklärungsgründe voran marschieren lassen. Beispielsweise, du erkennst, daß dreierlei Sünden besonders eine Macht über deine Seele haben: 1. du lügst so leicht, — 2. der Neid frißt so oft an deinem Herzen, — 3. du sinkst wider deinen Willen oftmals in heimliche Fleischeslust. — Nun bist du darüber gedrückt, und du fühlst das dringende Bedürfnis, gegen einen aufrichtigen christlichen Freund dein Herz auszuschütten. Du sprichst von dem Ersten, sprichst auch von dem

Zweiten, — da du aber zum Dritten kommst, ziehst du einen Schleier darüber, weil du dich nicht so tief demütigen kannst. Meinst du nun, daß es Erleichterung für dein Herz gäbe, selbst wenn du mit jenem Bruder beten würdest? Ich glaube nicht! Will man denn einmal aufrichtig und demütig sein, so soll man auch ganz herausrücken, sonst bleibt immer ein finsterner Bann auf der Seele, und das Herz wird nicht licht und gesund. . .

Es liegt oft wie ein Zauberbann auf der Seele, bis ein aufrichtiges, demütiges Bekenntnis dieser oder jener Schande den Strick des Jägers oder die Schlinge des Vogelstellers zerreißt, und — der Vogel ist frei! Das ist sozusagen eine Sühne für unsere Sünden. Denn freilich hat unser Heiland alle unsere Sünden getragen und gefühnt in Seinem Blute; aber nur denen kommt's zugute, die sich auch demütigen wollen. Je mehr Demütigung, desto mehr Vergebung. Ist deine Demütigung nicht voll und ganz, so ist auch noch etwas, das Gott verhindert, dich die volle und selige Vergebung deiner Sünden empfinden zu lassen. . . Ein seliger Friede, ein wunderbares Gefühl des stillen Ruhens in Gott, eine große Freudigkeit des Geistes, ein frischer Gebetsgeist, ein offener Zugang zum Thron der Gnade, ein versöhntes, demütiges und sanftes Herz gegen die Mitmenschen und Mitsünder, — das sind die köstlichen Gaben des Vaters, die er denen am reichlichsten schenkt, die seinem Gebot demütig gehorchen: „Bekennet einer dem andern seine Sünden!“

Lieblingssünden.

Laßt mich noch auf einen sehr wichtigen Punkt hinweisen, ich meine auf die besondere Lieblingssünde. Wenn es nämlich mit dem Kampf gegen das Böse in uns etwas Rechtes werden soll, so darf man nicht dabei stehen bleiben, das Böse insgesamt zu hassen. Auch ist's nicht genug, ein Register aller möglichen Unarten, auf denen man sich ertappt hat, zu entwerfen. Nein, du mußt die ganz besondere Sünde, an der gerade du krankst, du mußt die Stelle, wo gerade du immer wieder zu Falle kommst, entdecken.

Jeder Mensch ist ein bestimmtes Individuum, eine originaliter ausgeprägte Persönlichkeit, ganz anders wie jede andere in der ganzen Welt. So ist auch das Sündenwesen in jedem Menschen ganz individuell ausgeprägt, gerade wie auch in deinem Körper die

Krankheitsstoffe eine bestimmte Gestalt oder Ungestalt angenommen haben. Der eine hat eine schwache Lunge, der andere einen kranken Hals usw., und auf diesen schwachen Punkt wirft sich nun jede Erkältung oder Erhitzung. Genau so ist's in geistlicher Beziehung. Bei dem einen ist die Eitelkeit, bei dem andern der Geiz, bei dem dritten der Neid, bei dem vierten die Wollust das große Haupttor der Sünde, wodurch sie immer wieder einzieht.

Wenn ich aber sage „großes Haupttor“, so meine ich damit keineswegs, daß man es so leicht sehen könnte. Ja, man könnte schon, wenn man wollte. Aber wer will denn sagen „ich will“, wenn es sich darum handelt, sich selber zu erkennen? Es ist gerade das des Teufels besondere Arbeit, uns zu verblenden, daß wir unsere Lieblingsünden nicht erkennen, und es ist unglaublich, wie manchmal auch christlich-erweckte Leute ihre Schoßsünde nicht kennen, während doch alle Welt davon redet. Wie oft verbirgt sich z. B. die giftige Ratter des Hochmutes oder der Eitelkeit in dem Weilchengebüsch der „lieblichsten Demut“! Wie oft zieht der rohe Fanatismus den Eliasmantel des „heiligen Eifers“ an!

Willst du nun wirklich wissen, wo gerade dein inneres Leben krankt, so mußt du vor allen Dingen ehrlich beten: „Erleucht' mich, Herr, mein Licht, ich bin mir selbst verborgen und kenne mich noch nicht!“ Sodann mußt du wachen und ernstlich darauf achten, welches der Punkt ist, von dem aus immer wieder eine Trübung deines Seelenfriedens ausgeht. Also betend und arbeitend wirst du es schon finden.

Und dann? Ja, was dann? Nun, ich denke, wenn ein Feldherr eine belagerte Festung zu verteidigen hat, so wird er ja keinen einzigen Punkt aus den Augen verlieren. Aber er wird doch vor allen Dingen seine Augen gerichtet halten auf den schwächsten Punkt. Ihn wird er soviel wie möglich zu befestigen suchen. Hier wird er die tapferste Mannschaft hinlegen; denn hier, das weiß er, wird der Feind seinen Hauptangriff machen. Die Anwendung liegt auf der Hand...

Kritikgeist und Liebesgesinnung.

Legion ist die Zahl derer, die überall nur zu Kritikastern, zu Nörgeln und zu mäkeln wissen, die mit schauerlichem Scharfsinn an allen Menschen und Menschenwerken die schlechte Seite herauszufinden wissen. O, wer etwas von diesem dämonischen Genie, von

dieser lieblosen Menschenkenntnis in sich trägt, der trete ritterlich ein in den täglichen Kampf gegen diesen bösen Geist und lasse nicht ab, bis er ihn ausgetrieben hat. Sonst wird ihn einmal zermalmen das Wort: „Mit dem Maß, womit du missest, wird dir gemessen werden.

Göttlich und also auch menschlich, menschlich und also erst recht christlich ist es, alles zum Besten zu lehren, bei jedem Ding, so lange es irgend möglich, die gute Seite herauszufinden, an jedem verkommenen Menschen so lange herum zu suchen, bis man endlich eine weiche Stelle findet, wo er noch für Liebe und Wahrheit empfänglich ist, — den schlechtesten Handlungen gegenüber, wenn auch nicht eine Entschuldigung, so doch eine mildernde Erklärung zu suchen. Unser *H e i l a n d*, als der König der Liebe, verstand diese Kunst aller Künste wie kein anderer; das versteht sich. So deckt er die Ehebrecherin mit seinem Liebesschild und treibt doch zugleich den Haß gegen die Sünde in ihr Herz hinein. So kann er, zertreten von der Menschheit, die niemals so sündigte wie jetzt, dennoch etwas zu ihren Gunsten sagen: „Sie wissen nicht, was sie tun“, und er macht daraus den Schluß, daß sie noch für die Gnade fähig und also nicht reif seien für das verderbende Gericht.

Die Liebe der Jünger Christi kommt der des Meisters nicht gleich. Sie ist abgeleitet und in unreine Kanäle hineingeleitet. Aber sie ist doch auch abgeleitet in ihre Herzen, und eine *A h n l i c h k e i t* des Christussinnes muß sich bei ihnen finden lassen, gleichviel, welches Temperament sie von Natur aus haben. Die *n a t ü r l i c h e* Milde, Güte und Freundlichkeit des Herzens ist ja ohne Zweifel eine köstliche Mitgift fürs Leben. Es ist aber große Gefahr vorhanden, daß sie zur Weichlichkeit, zur charakterlosen Schwäche wird, die schließlich gerade und ungerade, gute und böse nicht mehr zu unterscheiden vermag. Wer aber an den Stufen des *G n a d e n t h r o n e s* die Lindigkeit Jesu Christi als himmlische Gabe empfangen hat, der wird mit seiner Liebe heiligen Ernst verbinden, der wird nicht nur die guten Seiten an seinen Mitmenschen entdecken, sondern auch die schlechten. Und er wird sie nicht nur entdecken, sondern auch ehrlich aufdecken, aber mit der Träne des liebenden Mitleides in seinem Auge, mit dem heilenden Balsam in seiner Hand.

Lezthin las ich von einer Dame, die einer Prostituierten nachgegangen war. Dieses unglückliche Mädchen war früher von ihr aufs

ernstlichste gewarnt worden. Es hatte alles nichts geholfen. Jetzt fand unsere Samariterin die frühere Dienerin in Samt und Seide und in Verzweiflung und Elend. Was hat ihr nun die Dame gesagt? „O du arme, arme Marie, wieviel Mühe machst du deinem Heiland, dich zu retten; wieviel Schmerzen machst du dir selbst, ehe du zur Freude Gottes kommst. Du hast immer nach Liebe gehungert und hast sie nur auf falschen Wegen gesucht. Aber jetzt ist deine Stunde gekommen, wo du Jesusliebe finden sollst.“ Und sie nahm die tiefgefallene mütterlich an die Hand, und diese ließ sich führen, und bald konnte man singen und sagen: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden!“

Diese Frau war in den Fußstapfen Christi. Es ist keine Frage: Einfluß auf das Menschenherz, dauernden, veredelnden, überwindenden Einfluß haben nur diejenigen Menschen, die davon tief durchdrungen sind, daß die himmlische Liebe allmächtig, und daß jedes Herz für diese allmächtige Liebe empfänglich ist, und die nun an den erstarrten Herzen das F ürlein suchen, dadurch der Liebes-Sonnenschein hereinfallen kann. Das müssen sich alle Seelsorger, ja alle Pädagogen in der ganzen Welt merken. Die scharfsinnigen Kritiker, die lieblosen Nörgler mögen an Holz und Stein, allenfalls noch an Katzen, Hunden und Affen, ihre Versuche machen. Menschenherzen sind für ihre Künste zu schade.

Der schwerste, aber auch der erhabenste Beruf.

Der edle englische Dichter John Milton (der Zeitgenosse und Sekretär Oliver Cromwells), der Mann, dem die Welt die großartige Dichtung „Das verlorene Paradies“ verdankt, wurde in seinen besten Mannesjahren von unheilbarer Blindheit befallen. Das war furchtbar für einen Mann, der von dem glühendsten Eifer erfüllt war, zur Ehre Gottes auf der großen Schaubühne des Lebens zu wirken, und der auch, wie wenige, die Fähigkeit zu solchem Wirken hatte.

Was nun in dieser großen Seele zur Zeit der Erblindung vorgegangen ist, das läßt uns ein ergreifendes Sonett, das er damals dichtete, erkennen. „Wenn ich bedenke“, sagt er, „wie mein Augenlicht dahin ist, ehe die Hälfte meiner Tage vorüber sind in dieser dunklen, weiten Welt, — wenn ich bedenke, wie es den Tod für mich bedeutet, daß das Talent, das Gott mir verliehen, nun unnütz in mir ruht, obgleich meine Seele sich sehnt, damit ihrem Meister

zu dienen, ihm, der Rechenschaft über seine anvertrauten Pfunde fordern wird, — was soll ich sagen?“ — Aber dann tritt der Dichter dem aufsteigenden Murren entgegen: „Fordert Gott Arbeit, wenn er das Licht versagt?“ so frage ich. „Gott bedarf weder der Arbeit des Menschen noch der Gaben, die er selbst gab. Die am besten sein sanftes Joch tragen, die dienen ihm am besten. Sein Reich ist königlich. Tausende eilen auf sein Wort über Land und Meere ohne Aufhören. Die dienen auch, die nur — stehen und warten.“

Ich schäme mich nicht zu sagen, daß meine Augen sich mit Tränen füllten, als ich diese Worte las. Und sie sind es wert, daß auch du, lieber Leser, sie zehnmal liesest. Man spürt darin den lebendigen Odem eines gottgeweihten Geistes, eines Helden von der edelsten Art. Dies Sonett ist nicht nur ein Gedicht, nein, es ist eine große That, die größte That, deren ein Menschenherz fähig ist, es ist nämlich die willenslose Übergabe an den göttlichen Willen, allem zum Troß, was die eigene Natur und die ganze Welt dagegen sagt. Es ist mir, als sähe ich, wie über einer solchen Menschenseele der Himmel sich aufthut; es ist mir, als hörte ich, wie die heiligen Engel leise die Harfen stimmen, um eine solche Seele würdig zu empfangen.

O, der Beruf der Berufslosigkeit ist der schwerste, aber auch der erhabenste Beruf. Ich meine den Beruf, da man für die Welt keinen Beruf mehr hat, da einen Gott ganz und gar ausgekleidet und arm und ohnmächtig gemacht hat für das Erdenleben, und da nun der ganze Beruf darin besteht, stille auszuharren, sein sanftes Joch in Demut zu tragen, das Auge der Seele ganz auf Gott gerichtet. „Die dienen auch, die nur stehen und warten.“ Ja, die haben den schwersten Dienst. Mit diesen in Gott erfüllten Seelen verbindet sich der Ewige in seligem Geheimnis . . .

Die Welt, die nur auf das Glänzende und Praktische sieht, spricht von solchen, die nur stehen und warten, als von unnützen Existenzen. Wer aber geistliche Dinge recht richtet, der weiß, daß gerade diese stille Wartenden Licht und Salz der Welt sind. Gerade in ihnen erscheint die goldne, friedsame Frucht des Kreuzes im schönsten Glanz.

Bringt der Jugend ein anziehendes Christentum!

Großes Unheil wird oft angerichtet, wenn ältere ernste Christen den jungen Leuten, die noch garnicht in der Schule Jesu drin sind, die Enthaltungen zumuten, die ihnen selbst vielleicht aufgelegt sein mögen. Man hört es oft sagen, daß gewisse Eltern vergessen, daß sie auch einmal jung gewesen sind. Das ist ja ein sehr schlimmer Vorwurf. Die Herzen der Kinder werden den Herzen der Eltern dadurch entfremdet, wenn die Eltern nicht mit ihnen fühlen. Ja, die jungen Leute werden verbittert, wenn man ihnen das verbietet, was ihre Freude und Wonne ist, oder wenn man ihnen soviel in den Weg legt oder auch die Erlaubnis mit tiefen Seufzern begleitet.

Es versteht sich von selbst, daß die Eltern auch ihren heranwachsenden Kindern nichts erlauben dürfen, was an sich schlecht oder für sie jedenfalls schädlich ist. Aber man soll auch nicht zu schnell etwas schlecht nennen. Auf einer niedrigen Stufe des sittlichen und religiösen Lebens ist manches durchaus gut, was später weggelassen muß. Der Satz des „Prediger Salomo“: „Alles hat seine Zeit“, könnte in diese Dinge viel Licht bringen.

Durch ein übertriebenes, engherziges, ungeistliches Wesen wird sehr viel geschadet. Wenn das Christentum von der Jugend so angesehen wird, daß es dabei besonders aufs Verbieten und „Spielverderben“ hinauskomme, — ja, dann werden wir den jugendlichsten Teil der Jugend nicht bekommen. Es tut wahrlich sehr not, den Herrn Christus als den rechten Freudenmeister und das Reich Gottes als „Friede und Freude im Heiligen Geist“ darzustellen. Echte Jünger Jesu sollen es der Jugend beweisen, daß das Evangelium einen jung erhält, daß es einem einen weiten Blick und ein offenes Herz schafft für alles, was menschlich, groß, lieblich, schön und edel ist...

O ihr Erzieher alle, bleibet jung mit der Jugend oder verzichtet darauf, Erzieher zu sein! Und ihr frommen, ernstern Christen, bleibt Menschen und empfindet mit den Menschen menschlich.

Gefahren des Alters.

Solange wir hienieden wallen, bleibt's dabei: „Wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.“ Erst wenn wir vor dem Throne Gottes stehen, wird diese Warnung nicht mehr ertönen. Ach, wie oft muß man hören und sehen, daß alte und erprobte Christen in

Abgründe geraten und schweres Argerniß geben! Das hatte niemand gedacht, das hatten sie auch selbst nicht gedacht.

Die Erklärung des Rätsels ist, daß sie sicher geworden waren und der Wachsamkeit vergessen hatten. Sie kullten sich ein in allerlei törichte Ideen von der „Unverlierbarkeit ihres Gnadenstandes“, sie vergaßen, daß unser „inneres Leben“ nur so lange Leben ist, wie etwas aus Christus in uns strömt, — daß wir also die Kanäle unseres Herzens offen halten, daß wir fort und fort an uns arbeiten und sowohl den inneren als äußeren Feinden gegenüber die Waffen niemals niederlegen dürfen. Sicherheit aber ist der Anfang des Falls; Fertigsein ist der Anfang des Verfalles.

Zumal das Alter hat hier große Gefahren. Weil bei den meisten Greisen gewisse Anfechtungen, die auf dem grob-sinnlichen Gebiet liegen, aufhören, tritt leicht eine gewisse Selbstzufriedenheit ein. Sie hängen Schild und Schwert an die Wand. Unterdessen merken sie nicht, daß die Sünde in ganz neuen Formen und Gestaltungen durch die Lobre des Herzens Einzug hält. Bald ist's der Geiz, bald eine pharisäisch-harte Beurteilung jüngerer Leute, bald eine Vergötterung der „guten, alten Zeit“, wo sie jung waren, bald ein heftiges Mißtrauen (besonders bei den Schwerhörigen), bald (bei den leiblich Gesunden) eine kindische Eitelkeit auf die „unverwüßliche Jugend und Gesundheit“, bald Verzagtheit und Murr-sinn gegenüber den Gebrechen und Beschwerden des Alters, — bald mehreres von diesem, ja zuweilen alles zugleich oder nacheinander.

Jesús anschauen!

Schaue in den Evangelien die Person Jesu Christi, die, wenn man erst das rechte Auge hat, aller Schrift Ausgang und Eingang ist, — schaue an die Person Christi, wie sie dir in den Evangelien so frisch, so ursprungsmäßig, so kindlich-aufrichtig geschildert wird, — ja, diesen Jesus schaue einmal ganz unbefangen an! Schaue ihn an in diesem Liebeswalten, das durch nichts, durch keinen Undank und durch keine Feindschaft und List auch nur auf einen Augenblick irregemacht wird! Schaue an diese wunderbare Weisheit, diese himmlische Pädagogik, die überall mit staunenswerter Geistesgegenwart in allen Verhältnissen und Verwicklungen und allen den verschiedensten Menschen gegenüber das Rechte trifft! Schaue an diese Herrschaft über seine Triebe, die so lebendig wie

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Dies sind kleine, nicht teure, doch gut geschriebene Lebensbilder, die recht empfohlen werden können. Gerade unsere Jugend sollte solche Lebensbilder lesen, um daraus die Wirklichkeit und Schönheit des echten Christentums zu lernen.

„Evang. Allianzblatt“.

Ihr wertvoller Inhalt und die geschmackvolle Ausstattung lassen die Bändchen als preiswerte Geschenke besonders geeignet erscheinen.

Nun sind sie wieder da, die schon früher so beliebten äußerlich schmucken und inhaltlich wertvollen Bändchen der Reihe „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ (früher: „Menschen, die den Ruf vernommen“) . . . Wir sollten uns in unseren Tagen mehr denn je der Männer und Frauen entsinnen, die als wahrhafte Zeugen des gegenwärtigen Gottes ihren Lebensweg gingen. Welche Kraft und welcher Segen von Persönlichkeiten ausgeht, die ununterbrochen in direkter lebendiger Gemeinschaft mit unserem Herrn Jesus Christus stehen, davon legen diese Lebensbeschreibungen ein beredtes Zeugnis ab. Es ist etwas Köstliches, diese Büchlein zu lesen . . . ich wünsche sie in jedes Haus, insbesondere aber in jede christliche Familie.

„Die Jugendhilfe“.

Diese Bändchen sind hübsche und bewährte Geschenkbüchlein, deren Wollen damit gekennzeichnet ist, hier „Heilige im biblischen Sinn, welche durch die Gnade frei und froh geworden sind“, vor die Augen des Lesers zu stellen, „deren Leben ein Gott wohlgefälliger Gottesdienst ist und die zum Segen ihrer Mitmenschen werden“. In diesem Büchlein stecken Schätze für die Geschichte christlicher Frömmigkeit und Erkenntnis.

„Für Arbeit und Besinnung“.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

- Bd. 1 **Bodenschwingh**, Ein Lebensbild für unsere Zeit.
Von Pastor Ernst Senf. (14.—23. Fsb.) 80 S.
- Bd. 2 **Pastor Wilhelm Busch**, Ein fröhlicher Christ.
Von Pastor Wilhelm Busch (21.—30. Fsb.) 76 S.
- Bd. 3 **Johann Christoph Blumhardt**
Von Dr. Alo Münch (11.—20. Fsb.) 96 S.
- Bd. 4 **Carl Hilty**, Ein Freund Gottes.
Von Dr. Friedrich Seebaß. 76 S.
- Bd. 5 **Samuel Keller**, Gottes Werk und Werkzeug.
Von Pastor E. Bunke. (2. Aufl.) 87 S.
- Bd. 6 **Was ich mit Jesus erlebte**
Von Marg. Wurmb v. Zink (22.—31. Fsb.) 80 S.
- Bd. 7/8 **Matthias Claudius**, Der Wandsbecker Bote.
Von Dr. Friedrich Seebaß. 120 S.
- Bd. 9/10 **Mathilda Wrede**, Die Freundin der Gefangenen und Armen.
Von Dr. Friedrich Seebaß. 120 S.
- Bd. 11 **Heinrich Jung-Stilling**, Wanderer an Gottes Hand.
Nach Marg. Spörlin. 80 S.
- Bd. 12/13 **Paul Gerhardt**, Der Sänger der evangelischen Christenheit.
Von Dr. Friedrich Seebaß. ca. 120 S.
- Bd. 14 **Johann Sebastian Bach**, Der Thomaskantor.
Von Dr. Friedrich Seebaß. 80 S.
- Bd. 15 **Schwester Eva von Thiele-Winkler**, Die Mutter der Bereinsamen.
Von Alfred Roth. 80 S.
- Bd. 16/17 **D. Otto Funcke**, Ein echter Mensch, ein ganzer Christ.
Von Arno Pagel. 112 S.
- Bd. 18/19 **Toyohiko Kagawa**, Der Samurai Jesu Christi.
Von Carl Heinz Kurz. 112 S.
- Bd. 20 **Curt von Knobelsdorff**, Der Herold des Blauen Kreuzes.
Von Pastor Ernst Bunke. 80 S.
- Bd. 21 **Henriette Freiin von Seckendorff-Gutend**, Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
Von Heinrich Petri. 80 S.
- Bd. 22/23 **Jakob Gerhard Engels**, Ein Seelsorger von Gottes Gnaden.
Von Arno Pagel. 104 S.